Erzählungen für Volk und Jugend.



Glückswechsel.

Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

J. WILD

Regensburg
G. J. Manz.

Glückswechsel.

Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1869.

Erstes Kapitel.

Ein Souper.

So Mancher hat seine liebe Noth, das tägliche Brod herbeizuschaffen und ist königlich zufrieden, wenn er am Mittag und Abend Kartoffel und Salz im Ueberflusse hat. Viele haben auch das nicht einmal und es gibt Leute genug, die am Abende hungrig zu Bette gehen und froh sind, wenn der Schlaf den knurrenden Magen zur Ruhe bringt. Reiche Leute wissen in der Regel nicht, wie es solchen armen Menschen zu Muthe ist, und sie vergeuden oft an einem Abende so viel, daß eine Familie ein Jahr lang davon leben könnte.

Das vorausgeschickt, wollen wir nun unsere Erzählung beginnen.

Dem Hause des Herrn Commerzienrathes Blumenthal konnte man es schon von außen ansehen, daß der Inhaber in der Wolle gefärbt war, denn es ragte nicht allein über die andern hoch empor und dehnte sich mächtiger in der Breite aus, sondern es war auch so viel Zierrath an Stuckatur-Arbeit daran, daß man für diesen überflüssigen Schmuck allein schon ein mäßiges Haus bauen konnte. Der ganze Olymp mit all seinen Göttern war auf den Gesimsen, Säulen, Architraven rc.

in Gyps geformt, und als ob es damit noch nicht genug sei, hatte man die Waffen und Rüstungen der Herren Götter noch schwer vergoldet.

Da war es also kein Wunder, daß die Vorübergehenden stehen blieben, die Köpfe in die Höhe reckten, sich die Augen blind schauten und sagten: „Der Herr Commerzienrath Blumenthal ist ein glücklicher Mann!" Ein Umstand gefiel ihnen freilich nicht, nämlich daß die Fenster von unten bis oben mit schweren eisernen Traillen vergittert waren, so daß nicht einmal eine Katze, geschweige ein Mensch hindurch konnte. Die Stangen waren zwar glänzend weiß lackirt, aber sie gaben dem Hause dennoch ein gefängnißartiges Ansehen.

Warum der Herr Commerzienrath das wohl thun mochte? Nun, es ist nicht allzuschwer zu errathen. Da drin gab es nicht allein schwere Geldsäcke, sondern auch eine Menge goldener und silberner Tafelgeschirre, von denen der reiche Mann fürchten mochte, daß sie eines Tages Flügel bekämen und durch die Fenster flögen.

Das schwere, sonst stets verschlossene Thor wird geöffnet; der Herr Commerzienrath sitzt in einem eleganten offenen Wagen, welcher von vier tadellosen, glänzenden Braunen gezogen wird. Der Kutscher Nelessen, welcher auf dem hohen Bocke sitzt, macht eine Erscheinung, als ob er bei einem Fürsten in Diensten stände; und ich glaube, er bildet sich das auch selber ein, wenigstens sollte man es nach seiner Kleidung und seinen stolzen Blicken schließen.

Der Bediente Ferber mit dem goldgestickten Kragen und den vielen Schnüren schwingt sich hinten auf das Trittbrett, und man muß sagen, daß ihm die grauen

Kamaschen mit den vergoldeten Knöpfen recht stramm um die dicken Waden stehen.

Der Stallknecht Jan ist gleich bei der Hand, um das Thor wieder zu schließen, aber es ist noch eben Platz, vor den Rädern vorbeizuhuschen; da wollen wir also die Gelegenheit benutzen und uns einmal im Blumenthalschen Palais umsehen. Rechts und links vom Thorwege führen Treppen zu den Gemächern, deren Thüren mit einer Pracht angemalt sind, daß man glaubt, sie führten direct in die Vorhallen des Himmels. Sie sind verschlossen, aber ein Blick durch die Schlüssellöcher läßt uns Dinge schauen, die ein gewöhnliches Auge nicht alle Tage zu sehen bekommt.

Rasch eilen wir die breite Treppe hinauf, woran die gußeisernen Geländer einen Wald von Blumen darstellen, aus denen lachende Engelsköpfchen hervorschauen. Der Teppich, zwischen den Stufen mit kupfernen Stäben befestigt, den wir mit den Füßen treten, ist weich wie Sammt und scheint dem Herrn Commerzienrath mehr gekostet zu haben, als der ganze Leinwandvorrath einer tüchtigen Bauernfamilie werth ist.

Oben treten wir in ein großes Vestibül, einen Vorraum, aus welchem man in die verschiedenen Zimmer gelangt. Daß es blos ein sogenannter Gang sei, sollte einem simpeln Manne, der nicht viel in die Suppe zu brocken hat, kaum einfallen; denn an den Wänden hängen Meisterwerke von Leutze und Achenbach, jedes seine sechs- bis achttausend Thaler werth. Nun, das sieht man auf den ersten Blick, der Herr Commerzienrath Blumenthal hat nicht allein Gold, sondern auch Geschmack, und wir sind weit entfernt, ihm seine kost-

spieligen Gewohnheiten übel zu nehmen. Im Gegentheile, reiche Leute müssen viel Geld ausgeben, damit die weniger Reichen den Armen Verdienst zukommen lassen. Zu seinem Ruhme müssen wir ihm außerdem auch noch nachsagen, daß er die Noth erleichterte, wo sich ihm Gelegenheit bot; er war keineswegs ein so eingefleischter Geldmensch, wie die Fenstergitter vermuthen ließen.

In einem der Zimmer klappert es wie mit silbernen Löffeln; da müssen wir doch einmal durch die Thürspalte schauen. Hui, was ein lauschiges Plätzchen; da müßte ja selbst der leibhaftige Griesgram aufthauen und fröhlich werden. Das Zimmer ist nicht besonders groß, aber ein wahres Schatzkämmerchen. Von der Decke hängt ein Kronleuchter mit einem Dutzend milchgläserner Lampenkugeln herab. Große Spiegel, kostbare Gemälde und Standfiguren, so wie eine große, goldene Pendüle unter einem hohen Glassturze machen einen bezaubernden Eindruck. Die weichen Teppiche, die gepolsterten Stühle und Sopha's tragen noch dazu bei, den Eindruck zu erhöhen.

Doch, werfen wir jetzt einen Blick auf den Tisch. Der Bediente Peter Rick ist eben beschäftigt, die Gedecke für neun Personen aufzulegen. „Nein, nein", brummt er in sich hinein, „ich wollte nur, die Messerstiele gehörten mir; sie würden mich zu einem reichen Manne machen." Aber er verbesserte sich bald wieder, indem er murmelte: „Schäme dich recht in das Herz hinein, Peter Rick! Wie kommst du eigentlich dazu, einen so unverschämten Wunsch zu thun? Hast du nicht alles, was du brauchst? Gute Kost, gute Kleider, einen schweren Lohn! Was bildest du dir denn eigentlich ein?

Hattest du es vielleicht besser, als du noch hinter dem Pfluge gingst und den Tag drei Groschen und einen dicken Mehlbrei verdientest? Wenn ich dich noch einmal auf solchen dummen Wünschen ertappe, Peter Rick, so prügele ich dich wahrhaftig durch!"

Während er sich selbst die Leviten las, kam ein hübscher Knabe herein, der äußerst fein gekleidet war, aber durch seine trotzigen Mienen abstieß.

„Warum deckst du hier, Rick?" fragte er heftig. „Das Souper wird doch in der Stube links gehalten."

„Heute nicht, Herr Pollidor", antwortete der Bediente, „es ist heute Abend feine Gesellschaft, und wenn das der Fall ist, wird ja immer hier in dem kleinen Salon gegessen."

„Papa hat mir nichts davon gesagt", sprach der Knabe mit keck aufgeworfenen Lippen. „Warum macht er ein Geheimniß daraus?"

Peter Rick zuckte die Achseln. Im Stillen dachte er: „Was braucht dein Vater dir etwas davon zu sagen, du bist ja noch kaum trocken hinter den Ohren!" Aber er hütete sich wohl, solche verwegenen Gedanken laut werden zu lassen und begnügte sich damit, schüchtern zu äußern: „Papa wird seine Gründe gehabt haben!"

„Ei, was für Gründe könnte er haben? Uebrigens Rick, verbitte ich mir ganz entschieden, Pollidor genannt zu werden. Ich will „Herr Blumenthal" angeredet sein. Das merke dir, sonst werde ich dir durch Papa den schuldigen Respect beibringen lassen."

Peter Rick ließ vor Erstaunen den Löffel, den er eben an seine Stelle legen wollte, aus der Hand fallen; der Junge war kaum zwölf Jahre alt und wollte schon

„Herr Blumenthal“ genannt werden. Da er aber wußte, daß der Herr Commerzienrath und seine Gattin dem verzogenen Söhnchen nach den Augen sahen, so machte er gute Miene zum bösen Spiele und verbesserte sich.“

„Wohin legst du denn da mein Gedeck?“ fragte Pollidor heftig.

„Wie mir befohlen ist, Herr Blumenthal, zwischen Ihre Frau Mutter und dem Herrn Gymnasialdirector.“

„So, das fehlte mir noch! Ich soll den ganzen Abend neben dem langweiligen Menschen sitzen und seine sogenannten guten Lehren anhören? Nein, ich will neben der Frau Regierungsrath von Wetter sitzen; die weiß allerlei lustige Geschichten zu erzählen und sagt auch nicht alle fünf Minuten: „Pollidor nimm dich in Acht, trink nicht zu viel Champagner, sonst bist du morgen in der Klasse wieder nichts werth.“

„Ich darf das so eigenmächtig nicht thun, Herr Blumenthal; wenn Sie aber befehlen, so will ich bei Ihrer Frau Mutter nachfragen.“

Dieser Widerstand reizte den jungen Menschen; den Diener wegdrängend legte er sein Couvert selbst an die gewünschte Stelle und verbot ihm, es anzurühren. Rick schüttelte zwar mit dem Kopfe, aber er wagte es doch nicht, dem Buben geradezu zu widersprechen. „Die Frau Commerzienrath wird ja etwas früher kommen, um die Anordnungen zu beschauen“, dachte er, „und dann mag sie es selbst nach Gutdünken ändern.“

Pollidor war in der glücklichen Lage, einen eigenen Bedienten zu haben, der ihn an- und ausziehen und sich all seinen tyrannischen Launen fügen mußte. Marx

Hüllmann, ein kleines verwachsenes Kerlchen, das zu keiner andern Arbeit fähig war, hatte die Stelle angenommen, weil sie ihn vor Mangel schützte, aber schon tausendmal war der Wunsch seinen Lippen entflohen: „Lieber wollte ich doch bei einem Bauern das Vieh hüten!“

Der Bube stürzte jetzt die Treppe hinauf und schrie: „Marx, krummer Marx, rasch, lege mir andere Kleider an!“

Das boshaft gebrauchte Beiwort „krumm“, schmerzte den armen Menschen sehr. Es war schon mehr als zuviel, daß er auf einem Beine hinken mußte und nicht, wie sein junger Herr, in einem Schnurr die Treppe hinab und hinaufstürzen konnte; aber der kleine Bösewicht hatte seine besondere Freude daran, wenn Marx die Thränen in die Augen kamen.

Als der Krüppel jetzt aus seiner Kammer hervorkam, bat er flehentlich: „Ach, Herr Blumenthal, Sie glauben nicht, wie schmerzlich es ist, wenn man jeden Augenblick an sein Unglück erinnert wird. Nennen Sie mich doch nicht immer krumm, ich bitte sehr darum.“

Pollidor lachte, daß es durch den Corridor schallte und entgegnete: „Soll ich dich etwa den geraden Marx nennen? Das wäre erst recht geschimpft und die Unwahrheit gesprochen. Jetzt muß ich zum Souper meine feinsten Sachen anziehen. Spute dich und sei nicht so linkisch, wie gewöhnlich.“

Marx Hüllmann eilte sich so viel er konnte und paßte gut auf, daß er keinen Fehler beging, aber wenn der Tyrann sich vorgenommen hatte, den armen Krüppel zu demüthigen, so half alles nichts; er mußte sich

Dumm- und Schafsköpfe und noch eine Menge anderer Liebenswürdigkeiten gefallen lassen. —

Während dieses in den obern Gemächern vor sich ging, kleidete sich die Frau Commerzienrath in den untern an. Als sie ihre elegante Toilette vollendet hatte, begab sie sich in das Speisezimmer und fand die sämmtlichen Anordnungen zu ihrer Zufriedenheit, nur über Eines schüttelte sie den Kopf und rief: „Rick, kommen Sie einmal her!“

„Da bin ich, gnädige Frau“, antwortete Peter Rick, aus dem Seitencabinette hervortretend, wo er die Champagnerflaschen aufgestellt und abgestäubt hatte.

„Ich glaubte doch, Ihnen gesagt zu haben, das Gedeck meines Sohnes zwischen mir und dem Herrn Director aufzustellen.“

„Ganz wohl, Frau Commerzienrath, aber der Herr Pollidor war sehr ungehalten darüber und er hat es so durchaus gewollt und mir verboten, etwas zu ändern.“

„Mein Sohn folgt gern seinen Launen, aber ich darf es nicht zugeben; damit er Ihnen nichts sagen kann, werde ich das Gedeck selbst verlegen.“

Die gnädige Frau hatte ihre guten Gründe, daß sie ihn neben sich und nicht neben der Frau Regierungsrath von Wetter wollte sitzen haben. Allerdings erzählte sie ihm stets lustige Geschichten, aber sie paßte auch scharf auf seine Unarten und es machte ihr eine große Freude, dieselben in allen Gesellschaften weiter zu erzählen und ihre Freundin damit herunter zu setzen.

Jetzt kam auch der Herr Commerzienrath zurück, welcher ausgefahren war, um einige seiner besten Freunde zu holen; auch die andern Gäste fuhren an und der

hübsche Speisesalon füllte sich bald mit Herren und Damen, welche die für sie bestimmten Plätze einnahmen. Pollidor kam bei dem entstehenden Geräusche die Treppe hinab, jedesmal eine Stufe überspringend und dadurch einen großen Lärm verursachend. Ungenirt riß er die Thüre auf und wollte sich an die Stelle begeben, welche er sich selbst ausgesucht hatte, aber er sah gleich, daß sie besetzt war. Da schlug er die Thüre wieder zu und lief von der andern Seite her in das Nebenzimmer, wo Peter Rick mit der Serviette unter dem Arme bereit stand, um die Speisen aufzutragen.

„Warum hast du mein Gedeck wieder verändert?" schrie er.

„Ich habe es nicht gethan", gab Rick zur Antwort, „wenn Sie sich bei Jemanden beschweren wollen, so müssen Sie zu Ihrer Frau Mutter gehen."

„Gar nicht gehe ich", antwortete er; „ich will das Souper auf mein Zimmer haben, hörst du? Und ich will gleich bedient sein."

„Ich darf meinen Platz nicht verlassen", entgegnete Rick mit unbeweglicher Ruhe. „Wenn ich Sie aber durchaus bedienen soll, so müssen Sie mir erst die Erlaubniß von Ihrer Frau Mutter erwirken."

Der nichtsnutzige Bube stürmte hinweg und schloß sich oben in sein Zimmer ein. Als das Mahl begonnen hatte und sein Gedeck unbesetzt blieb, fragte die Frau Regierungsrath von Wetter: „Aber, liebe Hedwig, warum kommt denn dein Sohn nicht? Er kann so liebenswürdig plaudern!"

Hedwig gab dem Bedienten einen Wink und dieser eilte sogleich hinauf, erhielt aber die freche Antwort,

daß es ihn gar nicht gelüste, sich in die langweilige Gesellschaft zu begeben. Rick berichtete seiner Herrin in's Ohr, was er gesagt hatte, und diese wurde so glühend roth, daß die Frau von Wetter sogleich wußte, um was es sich handelte. „Aber Hedwig, du mußt wirklich deinen liebenswürdigen Jungen kommen lassen."

„Wollte sie sich nicht beschämen lassen, so mußte sie dem Aufsehen, welches durch ihre Freundin erregt wurde, ein Ende machen. Sie ging also selbst zur Stube ihres Sohnes hinauf, fand dieselbe aber von Innen verschlossen. „Pollidor", rief sie, „du mußt jetzt gleich zum Souper kommen und deinen Trotz fahren lassen. Oeffne die Thüre!"

„Wenn ich neben der Frau von Wetter sitzen darf, sonst nicht."

„Neben mir sollst du sitzen, damit ich im Stande bin, dich zu überwachen."

„Dann komm ich nicht!"

Hedwig war sonst ein ziemlich consequenter Character, aber dem Jungen gegenüber konnte sie nicht durchgreifen, weil ihr Gatte stets die Hand über ihn hielt und seine Bosheiten für Kindereien ausgab. Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, den Stallknecht kommen, die Thüre sprengen und den Herrn Pollidor ordnungsmäßig durchhauen zu lassen; aber sie fürchtete den Lärm, welchen er machen würde, auch die mißbilligenden Blicke des Herrn Commerzienraths. Statt also mit Strenge ihrem Befehle Nachdruck zu verschaffen, legte sie sich auf's Bitten und versprach ihm die schönsten Dinge, wenn er nur diesmal nachgeben wolle.

Der Herr Sohn verstand sich endlich dazu und

S. 12.



Carl Clasen gez.

Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, Glückswechsel.

kam an ihrer Hand in den Salon, wo Frau von Wetter ihn gleich mit den süßesten Schmeichelworten überschüttete.

Der junge Herr nahm allerdings seinen Platz ein, aber es geschah mit einer Miene, worin zu lesen war, daß er sich nur gefügt hatte, weil gewisse Vortheile im Hintergrunde standen. Uebrigens war es ihm immer noch sehr unangenehm, daß er neben dem Gymnasialdirector saß. Der würdige Mann mit dem grauen Barte hatte zwar durchaus nichts Unliebenswürdiges an sich, aber er kannte die Faulheit und Nichtswürdigkeit des Buben von A bis Z, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm in's Gewissen zu reden. Heute sprach der würdige Lehrer aber nicht den leisesten Hauch eines Tadels aus, denn sein Kennerblick sagte ihm gleich, daß sich Pollidor in einer Gemüthsverfassung befand, welche schonend behandelt werden mußte, wenn nicht seine ganze Verkehrtheit vor den Gästen ausbrechen sollte.

Der Bube pflanzte sich breit vor sein Couvert hin, forderte mit lauter Stimme dies und das und plauderte mit der Wetter über den Tisch herüber. Dadurch wurde die Unterhaltung der Gäste gestört, so daß ihm die Mutter zuflüstern mußte: „Verhalte dich ruhiger; es ist nicht anständig, so laut zu sprechen, besonders für Kinder.“

Dieser Verweis wurmte ihn sehr; trotzig schlug er die Arme übereinander und ließ die Bissen an sich vorübergehen. „Der arme Pollidor ißt ja gar nichts!“ sprach die Wetter und reichte ihm über den Tisch ein Stück Kuchen, welches er, weil es von ihrer Hand

kam, verzehrte. Als der Magen einmal eine Lockspeise bekommen hatte, verlangte er mehr, und aß ohne Wahl, was ihm gereicht wurde. „Mama", sagte er vorwurfsvoll, „warum giebst du mir keinen Champagner?"

„Weil er dir schädlich ist?"

„Ach was, er ist mir nicht schädlich, gieb nur her!"

Frau von Wetter nahm sich abermals des armen, zurückgesetzten Kindes an und schenkte ihm das hohe Kelchglas voll, welches er in einem Zuge hinunterstürzte und es der liebenswürdigen Frau von Neuem zum Füllen überreichte.

Beim vierten Glase neigte sich der Director zu seinem Ohr und lispelte: „Pollidor, es wäre besser, wenn du nicht mehr tränkest; der Schaumwein macht dich unfähig, morgen auf den Unterricht zu merken, der dir so noth thut."

„Morgen komme ich nicht in die Klasse", antwortete der Knabe keck. „Es bedarf ja nicht einmal einer Entschuldigung, weil Sie sehen, daß ich heute auf dem Feste bin."

Der Director schwieg, denn er wußte im Voraus, daß der Bube nur immer störrischer und widersetzlicher werden würde; seine Mutter aber wurde roth bis hinter die Ohren und gab sich den Anschein, als ob sie seine Worte nicht gehört habe, da sie sonst strafen mußte. Pollidor selbst aber sorgte dafür, daß die Augen aller Anwesenden auf ihn gezogen wurden; er hatte das große Wort und als ihm auch von Frau von Wetter kein Champagner mehr gegeben wurde, so schenkte er selber ein und trank ganz unmäßig.

Hedwig glaubte mit ihrem Stuhle in den Boden zu versinken. „Höre auf", sprach sie, „du wirst betrunken!"

„So?" rief er, „du gönnst mir nicht einmal ein Glas Wein? Es sind Leute hier, die dich nicht so nahe angehen, wie ich und du lässest sie nach Belieben trinken; mir aber gönnst du es nicht. Nick, bring den Augenblick eine neue Flasche her."

Der Bediente befand sich an der entgegengesetzten Seite des Tisches und war eben im Begriffe neuen Champagner auf den Tisch zu stellen. Sein Blick flog fragend zur Frau Commerzienrath hinüber und da diese mit dem Kopfe schüttelte, so überhörte er den Ruf, schämte sich aber für den ungebärdigen Buben.

Pollidor langte über den Tisch, um sich mit Gewalt einer Flasche zu bemächtigen; nun aber schwoll seiner Mutter die Zornader und sie gab ihm einen Klapps mit dem Fächer auf die Hand. Das war dem Buben, der schon längst keine Achtung und Ehrfurcht mehr vor seinen Eltern hatte, zu viel. Er sprang auf, stemmte den Arm in die Seite, schaute seine Mutter mit einem frechen Blicke an und sprach: „Ich lasse mich nicht schlagen!"

„Blumenthal", wandte sich Hedwig jetzt an ihren Mann, „siehst du nicht, wie der Bube sich beträgt?"

Der Commerzienrath war eben in einem eifrigen Gespräche mit seinem Nachbar begriffen. Etwas unwillig über die Störung, entgegnete er: „Aber Hedwig, mach doch nicht so viel Aufhebens davon. Der Junge hat zu viel getrunken und überlegt nicht mehr, was er thut. Sei doch vernünftig und gieb ihm nach; morgen magst du ihn meinetwegen derb strafen."

„Ja, ja“, meinte die Wetter; „er hat nur etwas viel getrunken, das ist alles. Komm zu mir, Pollidor, wir wollen uns schon vertragen.“

Das war dem Pollidor Wasser auf die Mühle; mit einem Sprunge war er an ihrer Seite und trieb es noch schlimmer als vorher; ein Umstand, welcher der Wetter ganz königlich zu behagen schien. Hedwig wartete einen schicklichen Augenblick ab, erhob sich und entfernte sich aus dem Zimmer. Auf ihrer Schlafstube warf sie sich auf das Bett und weinte bitterlich. „Mein Mann ist an Allem schuld“, schluchzte sie. „Wenn er den Knaben bei Zeiten züchtigte, so würde ihm die Frechheit bald vergehen. Ich fürchte, ich fürchte, wir erleben nichts Gutes an dem Burschen.“

Was die Frau Commerzienrath sagte, hatte schon seine Richtigkeit, aber nicht richtig war es, wenn sie die Schuld allein auf ihren Mann schob. Sie selbst war die erste Ursache der Verziehung gewesen und hatte oft genug dagegen gewehrt, wenn ihr Mann die Ruthe gebrauchen wollte. Später, als der Schlingel begann, ihr über den Kopf zu wachsen, wollte sie freilich strengere Maaßregeln gebraucht haben, aber da behagte es dem Commerzienrath nicht mehr. „Ei Hedwig“, sagte er, „du willst mich nur zum Büttel gebrauchen. Das Schlagen hilft jetzt auch nichts mehr. Nur kleinen Kindern darf man körperliche Züchtigungen geben. Wenn sie groß geworden sind, muß man die Belehrung eintreten lassen.“

Darin hatte der Herr Blumenthal jedenfalls auch recht; aber mir will es bedünken, als wenn es gar nicht übel gethan gewesen wäre, ihm zuweilen das früher

Versäumte nachzuzahlen. Derselben Ansicht war auch der Herr Director, und der mußte es doch wissen, da er ja ein Kindererzieher war und in dem Fache tüchtig studirt hatte.

Das liebe Pollidörchen wurde unter dem Schutze der Frau Rath richtig ganz betrunken und beging nun so viele Excesse, daß Blumenthal ihn nothgedrungen durch den Peter Rick mußte fortbringen lassen.

Nun kam die Unterhaltung allerdings wieder in einen geregelten Gang, aber es machte einen unangenehmen Eindruck, daß die Hausfrau fehlte. Blumenthal mußte sich entschließen, sie in die Gesellschaft zurückzuholen. „Mein Gott, Hedwig", redete er sie an, „in welch eine unangenehme Lage bringst du mich! Alle Welt fragt nach dir. Laß den Trotz fahren und komme wieder zu uns."

„Trotz nennst du das?" schluchzte sie. „Gott, mein Gott, es ist Scham, daß wir einen so ungerathenen Sohn haben. Man glaubt ja in die Erde zu versinken, wenn er seine unverzeihlichen Unarten begeht."

„Laß jetzt das Lamentiren, Hedwig, und komme zu uns. Ich habe den Pollidor zu Bette bringen lassen. Morgen magst du ihn tüchtig abkanzeln!"

Hedwig erhob sich, wusch das Gesicht mit kaltem Wasser, strich mit dem Kamm über das Haar und folgte ihm in den kleinen Salon hinab.

Der Director hatte sich schon oft vorgenommen, den beiden Gatten einmal klaren Wein über ihren Sprößling einzugießen; es konnte kaum eine günstigere Gelegenheit kommen, als die heutige, wo sie selbst Zeugen seiner Nichtsnutzigkeit gewesen waren. „Verehrte Frau Commerzienrath", redete er sie flüsternd an,

„Pollidor bedarf einer starken Hand und eines unbeugsamen Führers. Sie nehmen mir nicht übel, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß er sich solche Extravaganzen nur erlaubt, weil er bei seinen Eltern die Energie vermißt, mit der ihm entgegengetreten werden muß. Nach den Erfahrungen, die ich an Kindern seiner Art gemacht habe, werden sich seine Fehler bis zur Unerträglichkeit steigern und Sie werden viel von ihm zu leiden haben."

„Ich glaube, daß Sie recht haben, verehrter Herr Director, aber wie ist dem Uebel abzuhelfen?"

„Wenn Sie mir erlauben, daß ich Ihnen und Ihrem Gatten Vorschläge mache, so werde ich mich morgen hier einfinden. Der heutige Tag ist nicht geeignet dazu, denn die Frau Rath neigt schon ihren Kopf herüber, um wo möglich etwas von unserer Unterhaltung zu erlauschen. Morgen Nachmittag nach Tisch erlaube ich mir, vorzusprechen."

„Gut, Herr Director, ich werde meinen Mann auf den Zweck Ihres Besuches vorbereiten."

Damit hatte die Unterhaltung ein Ende und die gesellige Heiterkeit, welche durch Pollidors Benehmen nicht hatte in Gang kommen können, nahm ihren Anfang. Erst spät trennte sich die Gesellschaft. Die Frau Rath war sehr unglücklich darüber, daß sie den Familienscandal nicht sogleich unter die Leute bringen konnte, deßhalb ging sie ziemlich mißvergnügt zu Bette; aber am folgenden Morgen war sie kaum angekleidet, als sie der Reihe nach zu ihren lieben Freundinnen fuhr und den Klatsch recht breit trat. Die meisten hörten ihren Bericht gern, weil sie den reichen Commerzienraths schon etwas Unglück und bittere Erfahrungen gönnten.

Zweites Kapitel.

Pollidor geht auf Reisen.

In dem schönen Hause des Herrn Commerzienraths Blumenthal wurde am folgenden Morgen außergewöhnlich lange geschlafen. Sowohl der Hausherr als auch die Hausfrau lagen ebenfalls noch im Bette; aber sie waren beide von unangenehmen Gefühlen berührt und sie wagten es nicht, die Ruhe zu brechen, weil nothwendig das Gespräch auf den gestrigen Abend kommen mußte.

Pollidor, der Plagegeist, schnarchte noch und der kleine Marx Tillmann lauschte an der Thüre seines Kabinettes, um nur ja den ersten Ruf seines Tyrannen nicht zu verpassen. Es blieb ihm aber Muße genug zum Warten, Pollidor regte sich nicht. Um nicht müßig zu sitzen, holte er seine zerrissenen Kleider herbei und gab sich auf der Thürschwelle an's Flicken. „Es ist eine Schande", brummte er, „die Kleider sind noch fast neu; der Bengel da hat sie aus Bosheit und Muthwillen verdorben."

Da er das Wort „Bengel" gegen seine Absicht ziemlich laut ausgesprochen hatte, so schrack er zusammen und hielt mit Nähen inne. Wenn Pollidor diese Verletzung seiner Würde vernommen hatte, so konnte es etwas Derbes setzen. Glücklicher Weise schlief der Herr Pollidor noch und hörte also nicht, was die entrüstete Zunge seines Bedienten gesprochen.

Die Commerzienräthlichen Eheleute hatten sich endlich

erhoben und waren in das Frühstückszimmer getreten. Es war reich servirt, aber beiden mundete es nicht, sie saßen einander schweigend gegenüber. „Wo bleibt Pollidor?“ nahm endlich Blumenthal das Wort. Die Commerzienräthin erhob sich und zog an der für Marx Hüllmann bestimmten Klingelschnur. „Wo ist Pollidor?“ fragte sie den eintretenden Diener.

„Er schläft noch!“ gab dieser zur Antwort.

„Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein?“ fragte Blumenthal besorgt. „Hedwig, sieh doch einmal zu!“

Die Mutter begab sich in des Knaben Zimmer und fand ihn noch im tiefsten Schlafe. Sie rüttelte ihn und befahl ihm aufzustehen. „Du hast ja die Schule verschlafen!“ sagte sie.

„O“, entgegnete Pollidor gähnend, „es fällt mir auch gar nicht ein, heute in die Schule zu gehen; ich habe es dem Director gestern schon gesagt. Warum läßt du mich nicht schlafen? Schick mir die Chocolade, aber recht heiß und viel Zucker.“

„Du kannst das Frühstück ja bei uns einnehmen“, sagte die Mutter. „Wir haben ohnehin mit dir zu reden.“

„Ich kann mir schon denken, was das ist, aber ich mag jetzt keine Predigt hören.“

Die Mutter ging und nun fing die Plagerei mit dem armen Marx an, der ihm kein einziges Theil gut machen konnte. Als er endlich angekleidet war, ging er in die Küche und ließ sich dort die Chocolade geben; in's Frühstückszimmer aber kam er nicht. Dort hatte Hedwig endlich Muth gefunden, mit ihrem Manne zu sprechen. „Blumenthal“, sagte sie mit zitternder Stimme,

„das Betragen unseres Pollidor wird mit jedem Tage unerträglicher. Wir müssen ein Mittel finden, ihn zu bessern, sonst erleben wir Schlimmes an ihm. Gestern Abend ging sein abscheuliches Wesen doch über alle Grenzen hinaus."

„Nun, nun", antwortete der Commerzienrath, „Jugend hat keine Tugend, und der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Gestern Abend freilich, hätte man ihm ein paar überreichen sollen, wenn die Fremden nicht dagewesen wären; aber eigentlich trägst du doch auch einen Theil der Schuld, und wie ich meine den größten. Hättest du den Jungen neben der Wetter sitzen lassen, so wäre der ganze Scandal nicht entstanden."

„Und drängest du nicht darauf, daß er immer beim Essen wäre, so würde er uns wenigstens an den Gesellschaftsabenden keine Schande machen", gab Hedwig etwas spitzig zur Antwort, aber sie lenkte bald wieder ein und fuhr fort: „Wir wollen uns nicht darüber streiten, wer die meiste Schuld an seiner Verziehung trägt; ich glaube, wir sind beide nicht frei zu sprechen. Darum aber wollen wir auch Hand in Hand gehen, um ihn zu bessern. Daß wir beide dazu nicht im Stande sind, ist einleuchtend, unsere Erziehungs-Resultate sprechen zu sehr gegen uns. Ich bin deßhalb der Meinung, daß wir die Rathschläge des Herrn Gymnasial-Directors hören, der uns in dieser Angelegenheit heute nach Tisch einen Besuch machen wird."

Die Einmischung einer dritten Person war dem Commerzienrathe nicht besonders angenehm, aber er kannte den Director als einen durchaus tüchtigen Kopf und einen warmen Kinderfreund, der keine unbilligen

Vorschläge machen würde; auch wollte er seiner Frau nicht geradezu vor den Kopf stoßen. „Hm“, sagte er, „wenn du schon mit ihm gesprochen hast, so können wir seinen Rath allerdings nicht zurückweisen. Wenn er nur nicht allzu energisch verfährt!“

Pollidor trieb sich indessen im Pferdestall umher; Jan, der Stallknecht, mußte ihn bald auf den Braunen, bald auf den Rappen, bald auf den Schimmel heben. Obwohl Jan ihm nun allen Willen that, so konnte er es ihm doch nicht recht machen, und er mußte für seine Gefälligkeit noch Scheltworte die Hülle und Fülle entgegennehmen.

Am Nachmittage kam der Herr Director und wurde in das geheime Kabinet geführt, bis wohin kein fremdes Ohr reichte. „Verzeihen Sie, Herr Commerzienrath“, hub er an, „daß ich mich in Ihre Familienangelegenheiten eindränge, aber ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie zu warnen, damit Sie eine Entscheidung treffen können, so lange es noch Zeit ist. Ihr Sohn sitzt jetzt im dritten Jahre in der Sexta und es ist sicher, daß er bei der bevorstehenden Prüfung nicht steigen wird. Ich bin also nach den Gesetzen der Anstalt gezwungen, ihn des Gymnasiums zu verweisen. Es ist jedenfalls besser, wenn Sie dem zuvor kommen und ihn freiwillig wegnehmen.“

Blumenthal war wie vom Donner gerührt; er hatte an diesen Umstand noch gar nicht gedacht. Seinen Sohn vom Gymnasium zu verweisen, das kam ihm doch wie eine Beleidigung vor. Etwas wegwerfend gab er deßhalb zur Antwort: „So werden wir also genöthigt sein, ihn auf ein anderes Gymnasium zu schicken.“

„Das wird Ihnen leider nicht gelingen, denn seine Kenntnisse haben sich in den drei Jahren so sehr verringert, daß er ganz sicher nirgends Aufnahme findet. Auch aus andern Gründen rathe ich Ihnen nicht dazu. Pollidor hat eine große Menge von Fehlern an sich, die noch wachsen werden, wenn er in einer fremden Stadt sich selbst überlassen ist. Sie müssen ihn in die Lage bringen, daß er nichts Böses mehr thun kann, ohne sofort seine Züchtigung zu erhalten. Das elterliche Haus taugt dazu nicht, weil Vater und Mutter zu nachsichtig sind und weil sich der Sohn schon zu sehr daran gewöhnt hat, Ihrem Willen entgegenzuhandeln und sich selbst für die wichtigste Person zu halten."

„Aber, Herr Director, wie wäre denn das zu machen?" fragte Blumenthal.

„Zürnen Sie mir nicht", antwortete dieser, „wenn ich gerade heraussprechе und die Dinge bei ihrem rechten Namen nenne. Pollidor kann nur gerettet werden, wenn er in eine strenge Zucht kommt, wo sein eigener Wille nicht die mindeste Geltung hat. Er muß durchaus empfinden, daß er nur eine unbedeutende Null ohne allen Werth ist und daß er sich deßhalb verständigern Leuten unterzuordnen hat. Einer meiner Freunde hat ein Erziehungsinstitut für solche Starrköpfe gegründet, in welchem militairische Zucht und militairische Ordnung gehandhabt wird. Es fehlt den Zöglingen nicht an einem guten Tische und körperlicher Pflege, aber sie erhalten nichts Ueberflüssiges und ihre Geschmackslaunen haben in der Küche kein Wort mitzusprechen. Fehler werden unnachsichtlich bestraft und das hört nicht eher auf, bis die Umwandlung vollzogen ist. Die Form

erscheint auf den ersten Augenblick etwas rauh, denn es giebt Fälle, wo man eine derbe körperliche Züchtigung durchaus an der Stelle hält. Wenn überhaupt noch etwas aus Pollidor zu machen ist, so schicken Sie ihn in diese Anstalt. Ich werde mich gerne für ihn verwenden, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen."

Der Herr Commerzienrath schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe und aus Hedwigs Augen flossen ein paar Thränen; beide sahen im Geiste schon ihren geliebten Sohn von der Ruthe berührt.

„Wenn ich wüßte, daß wirklich eine Besserung einträte", sprach Blumenthal endlich, „so wollte ich es auf eine Probe ankommen lassen."

„Ob es wirklich hilft, das kann vorläufig Niemand wissen", entgegnete der Director, „aber so viel steht fest, daß es jedenfalls nicht schadet. Sie wirken am Seelenheile Ihres Kindes, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen."

Blumenthal krümmte sich hin und her und wußte nicht, wie er seine Worte stellen sollte, um eine abschlägige Antwort herauszubringen. Endlich fiel er, wie alle schwachen Väter, auf ein Auskunftsmittel; Hedwig sollte die Entscheidung treffen. Heimlich dachte er: „Das weiche Herz der Mutter wird sich noch mehr gegen diesen Plan sträuben, als das meinige." Hedwig aber, welche recht gut herausfühlte, daß der freche Bube ihr bald über den Kopf wachsen würde, gab den entgegenstehenden Bescheid: „Nun, so soll der Junge in die Anstalt; hier würde er uns alle tyrannisiren, während er dort vielleicht besser wird. Aber ich könnte ihn für die Welt nicht fortbringen, Herr Director, und

bitte deßhalb recht inständig, sich mit dieser Bürde beladen zu wollen."

„Recht gerne", antwortete der Director. „Morgen reise ich ohnehin zu dem dortigen Freunde; da kann er alsogleich mitgehen. Ich werde Sorge tragen, daß mein Freund mit der nöthigen Strenge auch die erforderliche Liebe verbindet, um sein Herz zu gewinnen. Rüsten Sie ihn also, daß wir uns morgen bei Zeiten auf die Fahrt machen können."

Damit nahm der alte Pädagoge Abschied.

Der Herr Commerzienrath und seine Gemahlin konnten es natürlich nicht über das Herz bringen, bei der Abfahrt ihres Lieblings zugegen zu sein. Sie wußten schon im Voraus, daß sie sich noch im entscheidenden Augenblicke hätten erweichen lassen. Um sich jede Dummheit unmöglich zu machen, gingen sie still auf's Land. Die Frau Mama hatte ihm aber eine Rolle mit Goldstücken in den Koffer gelegt, damit er ja nicht darbe, wenn er einmal Gelüste nach etwas Leckerm bekommen sollte.

Als der Herr Director kam und ihm anzeigte, was mit ihm geschehen solle, da widersetzte er sich mit allen Kräften, wollte von der Pension durchaus nichts wissen und sagte frech heraus, daß er sich weder von dem Director, noch von irgend einem andern Menschen Vorschriften machen lasse. Der alte Herr war aber nicht der Mann, der sich von einem Jungen Trotz bieten ließ. „Ruhig!" befahl er, „und keine Widersetzlichkeiten, sonst lasse ich dich mit Gewalt in den Wagen bringen!"

Da schlug der Bursche ein Geschrei an, daß es ein wüthender Kettenhund nicht besser hätte machen können,

aber der Director gab den Dienern einen gebietenden Wink. Nelessen, der Kutscher, Jan und Nick packten ihn mit einer wahren Wollust am Kragen und schleppten ihn zu dem Director in den bereit stehenden Wagen. Dann sprang der Kutscher auf den Bock und im Gallopp ging es davon, daß das Rasseln der Räder sein ohnmächtiges Geschrei übertönte.

Den Zurückbleibenden war es, als ob ein Alp von ihrer Brust fiele, aber keiner fühlte sich so sehr erleichtert, als der arme Marx Hüllmann. Wenn er das große Loos gewonnen hätte, würde er kaum so froh gewesen sein.

Pollidor, als er sah, daß sein Schreien zu nichts führte, lehnte sich in die Wagenecke, schloß die Augen, um den Director nicht ansehen zu müssen und schmiedete Pläne, wie er auf dem Wege entkommen wollte. Aber das Planen führte ihn nicht zum Ziele; als sie in der Anstalt ankamen, fuhr der Wagen durch ein Thor und dieses wurde sogleich hinter ihnen geschlossen. Pollidor sah sich beim Aussteigen in einem großen Quadrum, welches ringsum mit hohen Mauern umgeben war. An ein Entkommen war also vor der Hand gar nicht zu denken. Das Zimmer, welches ihm angewiesen wurde, lag in der zweiten Etage und die Fenster desselben führten nicht auf die Straße, sondern auf das Quadrum. Alles in Allem betrachtet fand er sich in einem abscheulichen Gefängnisse; aber sein trotziger Muth verzweifelte nicht. „Es wird schon eine Zeit kommen, wo sie die Augen nicht auf mich haben", dachte er.

Am folgenden Tage wurde er geprüft und da zeigte

es sich denn, daß er vollständig unwissend war und zu den jüngsten und kleinsten Zöglingen in die Klasse kommen mußte. Das verwundete seinen Stolz im höchsten Grade, aber auf der andern Seite fand er auch eine gewisse boshafte Befriedigung darin, daß er seinen Mitschülern an Körperkraft überlegen war und sie nach Wohlgefallen quälen konnte. Gleich am ersten Morgen legte er ein Probestückchen davon ab; aber das bekam ihm übel. In der Anstalt befand sich ein Büttel, der in solchen Fällen die körperliche Züchtigung zu vollstrecken hatte. Der war ein Riese von Gestalt und hatte ein gar martialisches Aussehen, so daß selbst die größten ausbogen, wenn er ihnen in den Gängen begegnete. Dieser Herr Riese machte dem Pollidörchen den Standpunkt so klar, daß er künftig die Kleinen unbehelligt ließ. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er in Zukunft den Stock nicht mehr fühlte. Noch lange nicht! Obschon man auf den Rath des wieder abgereisten Directors ziemlich schonend mit ihm umging, so verfloß doch kaum ein Tag, an welchem die Ruthe geschont werden konnte.

Eines Tages, als Pollidor sich endlich bequemte, seinen Koffer auszupacken, fand er eine Geldrolle. Da jubelte er laut auf, fast zu laut. Hätte der gestrenge Vorsteher erfahren, daß er im Besitze einer solchen Summe war, so würde er ihm dieselbe ohne Nachsicht genommen haben, denn er wußte aus Erfahrung, daß es für die Jugend keinen schlimmern Feind giebt, als das Geld. Pollidor aber war anderer Ansicht und machte gleich Gebrauch davon. Als am frühen Morgen der Hausknecht kam, um ihn aus dem Bette zu treiben,

steckte er ihm eines von den Goldstücken zu, das er für noch zu leistende Dienste behalten sollte, und ein zweites, wofür dieser ihm Leckereien besorgen sollte. Der Mensch war gewissenlos genug, sich bestechen zu lassen; er rechnete darauf, daß der goldenen Vögel noch mehr in sein Netz fliegen würden.

So war es in der That; Pollidor hatte den Weg gefunden, wie er sich innerhalb seines Zimmers jeden Genuß verschaffen konnte. „Du mußt mich während der Nacht aus diesen abscheulichen Mauern entwischen lassen", sagte er eines Tages zu dem Hausknechte. „Wenn ich zu Hause angekommen bin, schicke ich dir einen ganzen Beutel voll Goldstücke zur Belohnung."

Die Goldstücke gefielen dem schlechten Menschen schon; aber es war ihm doch zu gewagt. Wenn es aus kam, so verlor er seine Stelle und war brodlos. So viel aber errang Pollidor doch, daß er Briefe an den lieben Vater für ihn besorgte. Diese Briefe entsprachen zwar der Wahrheit nicht im entferntesten, waren vielmehr über und über mit Lügen gespickt, aber sie erweichten das Herz des Commerzienraths und er kam mit seiner ebenfalls weich gewordenen Gattin überein, daß es eine Sünde sei, das Kind noch länger in einer solchen Marterhöhle zu lassen.

„Ich will ihn selbst zurückholen", sagte die Mutter; und der Nelessen mußte sofort anspannen und auf die Pferde schlagen, damit sie so wenig Zeit als möglich gebrauchten. Der Vorsteher der Anstalt wollte der Frau Commerzienrath höflich auseinanderlegen, daß sie eine falsche Vorstellung von der Behandlung ihres Sohnes habe; aber da half kein Zureden. Sie hörte nicht ein-

mal auf ihn, sondern beeilte die Abreise so viel als möglich. Hochaufathmend schloß sie, als sie endlich im Wagen saßen, den mißhandelten Sohn in die Arme und bedeckte ihn mit Küssen. Der zärtliche Vater empfing ihn mit Freudenthränen und schaffte ihm gleich in der ersten Stunde einen hübschen Pony an, damit er sich für die ausgestandenen Leiden entschädige.

Marx Hüllmann und die übrigen Bedienten waren nicht halb so entzückt; sie hätten den jungen Herrn am liebsten in dem Lande gesehen, wo der Pfeffer wächst. Mit dem würdigen Gymnasial-Director wurde die Freundschaft gebrochen, die gnädige Frau von Wetter aber, welche ihre elterliche Liebe bis in den Himmel erhob, stieg bedeutend in ihrer Achtung.

Da er auf dem Gymnasium nicht wieder aufgenommen wurde, so war man gezwungen, ihm Lehrer zu halten; aber er lernte nichts und da die Eltern die Schuld nicht in ihrem Söhnchen suchten, so wechselten sie mit dem Lehrer fast alle Monate. Pollidor blieb bei dem einen so weise, als bei dem andern, d. h. er lernte gar nichts. Nur im Fechten, Reiten, Schwimmen machte er erträgliche Fortschritte. Im Müssiggange und der Nichtsnutzigkeit konnte aber nicht leicht einer gefunden werden, der ihm den Rang ablief. Diese Gerechtigkeit ließen ihm selbst seine Feinde widerfahren, nur die gnädige Frau von Wetter und die lieben Eltern wollten das nicht einsehen.

Im Alter von vierzehn Jahren verbat sich Pollidor ganz entschieden allen fernern Unterricht; er habe nun so lange studiert, meinte er, daß es endlich einmal Zeit sei, das Leben zu genießen. Der Herr Commerzienrath

war allerdings in Allem, was seinen Sohn betraf, ziemlich blind, aber so viel sah er doch ohne Brille, daß der Junge kaum lesen und schreiben konnte und noch viel weniger die Fähigkeit besaß, bei einem Kaufmanne in die Lehre zu treten; aber er war bereits nicht mehr Herr über den Strolch; Vater und Sohn waren auf dem Punkte angekommen, wo der Sohn befahl und der Vater gehorchte. Das glaubte er zwar nicht, aber es verhielt sich in der That so.

Damit Pollidor nicht ganz müßig gehe, nahm er ihn einige Stunden des Tages in sein eigenes Comptoir und versprach dem Buchhalter goldene Berge, wenn er ihm allmählich einige kaufmännische Kenntnisse beibringe. Der Buchhalter hatte auch guten Willen und scheute keine Mühe, aber der Junge hörte nicht auf ihn, sondern trieb nur seine Allotrias. Gegen die Comptoiristen war er grob und flegelhaft, und, obschon er nicht die blasse Idee von ihren Arbeiten hatte, so nahm er sich doch heraus, ihnen Befehle geben zu wollen. Sie ertrugen es eine Zeitlang und klagten dem Herrn Commerzienrath ihre Noth; da aber der schwache Mann keine Abhülfe schaffen konnte, so kündigten ihm die besten den Dienst und gingen in eine andere Condition. Blumenthal mußte sich wohl oder übel darein fügen.

Als die commerzienräthliche Familie einst beim Mittagsmahl saß, sagte Pollidor, daß er des Lebens im Comptoir satt habe und daß es auch gar keine Art sei, ihn in dem abscheulichen Loche einzusperren; es sei jetzt an der Zeit, daß er die Welt sehe und auf Reisen gehe.

Blumenthal hörte den Wunsch seines Sohnes mit Entzücken, denn er freute sich, des Quälgeistes auf einige

Jahre los zu werden; auch schien es ihm nicht unmöglich, daß er durch die zu machenden Erfahrungen wenigstens lernen werde, wie man mit Menschen umgehe. Daß sich die ganze Haushaltung nicht weniger freute, brauchen wir wohl kaum zu sagen. Natürlich konnte man den unerfahrnen und eigenwilligen Menschen nicht allein in die Welt schicken; es mußte irgend eine passende Persönlichkeit gefunden werden, die ihn begleitete. Das war eine nicht leichte Arbeit, denn Diejenigen, welche zu einer solchen Begleitung taugten, dankten recht sehr für die Stelle, und diejenigen, welche sie annehmen wollten, taugten nicht dazu.

Endlich hatte Herr Blumenthal doch den richtigen Mann gefunden, einen pensionirten Major, welcher der Familie befreundet war und der selbst wieder einmal ein Stück Welt sehen wollte. Der Major, der Commerzienrath und einige Freunde des Hauses setzten sich zusammen, um den Reiseplan festzustellen. Pollidor wollte auch eine Stimme dabei haben und sein zweites Wort war immer: „Ich will nach Afrika!"

„In Gottes Namen!" sprach der Major. „Mit unsern jetzigen Reisemitteln ist Afrika nicht mehr aus der Welt, und ich gestehe, daß mir ein Ausflug dahin durchaus nicht mißfällt. In meinen jungen Jahren bin ich einmal ein hübsches Stück den Nil hinaufgereist und ich muß bekennen, daß ich noch mit Freuden an der Erinnerung zehre. Wir haben für unsere Reise vier Jahre festgesetzt; in dieser Zeit läßt sich bequem die ganze Erde umreisen und für Afrika bleibt uns jedenfalls Zeit in Hülle und Fülle.

Was dem Major recht war, deuchte auch dem Com-

merzienrath gut; nur die Mutter hatte allerlei Bedenken. Das heiße Klima, die Entfernung und die schwarzen Menschen machten ihr Angst, aber der Major wußte alle ihre Befürchtungen niederzuschlagen und sie ergab sich in das Unvermeidliche, wenn auch mit schwerem Herzen.

Endlich war der Tag der Abreise gekommen, und die Familie hatte sich auf dem Bahnhofe versammelt. Erst sollte es nach der Schweiz und von dort nach Italien gehen. Wie's dann weiter ging, das sollte dort erst beschlossen werden.

Man hätte glauben sollen, der Abschied auf so lange Zeit sei ihm doch schwer gefallen, aber weit entfernt von jedem wehmüthigen Gefühle wurde es ihm nur zu lang bis der Zug kam. Frau Blumenthal weinte wahre Thränenbäche, ihrem Gemahl wurde es ebenfalls feucht in den Augen und die gnädige Frau von Wetter weinte aus purer Höflichkeit mit. Sie konnte es zu jeder Zeit und brauchte nicht erst ein trauriges Ereigniß abzuwarten.

Da rasselte und brauste der Zug heran, die Koffer der Reisenden wurden aufgeladen, die beiden Weltumsegler stiegen in's Coupé, die Eltern schüttelten ihnen noch einmal die Hand, küßten den Pollidor, daß er unwillig aufschrie, und fort ging's. —

Die Commerzienräthin war nicht im Stande, ihren Kummer so ganz allein zu tragen, sie mußte sich gegen ihre Freundinen aussprechen und Trost entgegennehmen; deßhalb arrangirte sie schon gleich am folgenden Tage ein glänzendes Abendessen, wobei viel Wein getrunken, aber auch schrecklich viel geseufzt wurde.

Es würde wohl in einem noch höhern Maaße ge-

schehen sein, wenn der Commerzienrath gewußt hätte, welch ein harter Schlag ihm bevorstand. (Ich merke schon, daß die Leser ungeduldig werden und sogleich von dem Schlage unterrichtet sein wollen. Gut, ich will denn ohne fernere Ausspinnung Knall und Fall berichten, was sich unerwartet ereignete.)

Zwei Tage nach Pollidor's Abreise wurde noch spät abends, als die Comptoire längst geschlossen waren, stark an der Klingel gerissen. Es war ein Telegramm. Ein solcher Eilbrief ist bei Kaufleuten nichts Ungewöhnliches; Blumenthal öffnete ihn deßhalb auch ganz gleichgültig; aber er hatte den kurzen Inhalt kaum überflogen, als er sich entfärbte und zu zittern begann.

„Was für eine Nachricht bringt dir das Telegramm?" fragte seine Frau.

„Eine furchtbare, Hedwig", antwortete der Commerzienrath. „Das Haus Buttler & Son in Newyork ist zu Grunde gerichtet; es kommen bei der Liquidation keine drei Prozent heraus."

„Bist du mit dem Hause engagirt?" fragte Hedwig.

„Engagirt? Es hat unser halbes Vermögen in Baar empfangen, weil ich glaubte, einen überaus großen Gewinnst mit demselben zu machen. Nun ist alles verloren! Was sollen wir anfangen? Mein Gott, ich werde wahnsinnig!"

Auch Hedwig war blaß geworden, aber da sie nur einen sehr oberflächlichen Begriff von den Schwierigkeiten des Geldgewinnes hatte, so beruhigte sie sich bald, legte ihre Hand auf seinen Arm und sprach: „Verliere nur nicht gleich den Verstand; wir werden das Verlorne in wenigen Jahren wieder gewinnen. Deine Specula-

tionen sind dir bisher immer gelungen; das Glück wird dir auch ferner günstig bleiben."

„Das kann Niemand voraus wissen", antwortete Blumenthal; „das Glück hat seine Launen, heute lächelt es diesen an, morgen jenen, während es dem bisher Begünstigten schmollend den Rücken dreht. Vor allen Dingen, liebe Hedwig, mußt du über dieses Unglück schweigen und es nicht einmal deiner liebsten Freundin anvertrauen. Auf den amerikanischen Gewinnst rechnend, habe ich manche Speculation eingegangen, die ich aus meinen disponibeln Mitteln nicht decken kann. Wenn es vor der Zeit in's Publicum kommt, welche Verluste ich erleide, so wird mein Credit schwer erschüttert und das könnte unsern Fall nach sich ziehen."

Hedwig besaß außer dem Pollidor noch einen jüngern Sprößling, welcher noch an der Brust der Amme lag; an diesen mußte sie gleich denken und sich ausmalen, wie furchtbar es wäre, wenn dieses Kind dem Mangel anheim fiele. Sie erhob sich jetzt, ging in sein Zimmer und erdrückte es fast mit Liebkosungen.

Vor wie nach wurden in dem schönen Hause des Commerzienrathes die üblichen Festlichkeiten gegeben, aber es lagerte eine trübe Atmosphäre über demselben und die gnädige Frau von Wetter war sehr ungeduldig, die Ursache davon zu erfahren. Sie ließ es auch an Nachforschungen nicht fehlen; aber Blumenthal hatte seinen Schaden zu verdecken gewußt und er ging wenigstens in so fern mit einem blauen Auge aus dem Fallissement hervor, als er seine europäischen Speculationen zu Ende führen konnte. Als man hinterher erfuhr, welche enormen Verluste er erlitten hatte, ohne erschüttert worden zu

sein, diente das Unglück nur dazu, seinen Credit noch mehr zu steigern.

„So liegt das Glück neben dem Unglücke", sagte er zu seiner Frau. „Hätten wir nicht reinen Mund gehalten, so stünde es wahrscheinlich jetzt sehr schlimm um uns. Nun aber muß das Verlorne wieder eingebracht werden. Meine Pläne sind bereits fertig; wenn es uns nur halbwegs glückt, so sind wir in einem Jahre in der Lage, ein fürstliches Haus zu führen und die Geschäfte Andern zu überlassen, die des Geldes bedürftiger sind, als wir."

Hedwig wollte vor Ueberstürzungen warnen, aber er lächelte mit einer vornehmen Ueberlegenheit und meinte, das seien Sachen, von denen sie nun einmal keinen Begriff habe und die sie ihm überlassen müsse.

In der That war das Glück von Neuem mit ihm, das Geld kam zu Thüren und Fenstern hereingeflogen, und wenn die Leute vom Commerzienrath Blumenthal sprachen, so stellten sie sich ihn unwillkührlich wie eine goldene, mit Edelsteinen gezierte Statue vor. Aber, aber! — Der Herr Commerzienrath hatte einst selber gesagt, das Glück sei wetterwendisch, und darin sollte er zum Propheten werden. Ehe noch das Jahr herum war, brach sein stolzes Hoffnungsgebäude zusammen; der früher gefürchtete Bankerott trat nun wirklich ein und er rettete aus dem furchtbaren Schiffbruche kaum so viel, daß er seine frühere Geschäftsbranche, die ihm damals viel Geld eingebracht hatte, wieder aufgreifen und von Neuem einen Schnittwaaren-Laden einrichten konnte. Es ging nur mit knapper Noth und es war vorauszusehen, daß nur ein ganz kleiner Stoß zu kom-

men brauchte, so ging es noch einmal den Krebsgang. Glücklicherweise hatte er bei verschiedenen Banquiers seinem Sohne einen bedeutenden Credit eröffnet und die Deckung hingeschickt. Was noch nicht erhoben war, das wollte er nun zurückziehen, denn es half ihm auf und konnte ihn wieder in einen behäbigen Wohlstand, vielleicht zum alten Reichthume bringen. Der Major und Pollidor sollten heimkehren. Die Depeschen gingen ab, und die Antwort kam bald zurück, aber sie lautete nicht, wie er erwartet hatte. Die Banquiers schrieben, daß die Gelder bereits erhoben seien, der Major aber theilte mit, Pollidor sei in der Nacht, wo die Depesche angekommen, verschwunden, habe sich heimlich der Gelder bemächtigt und sich aus dem Staube gemacht; ihm bliebe kaum so viel, daß er wieder heimkehren könne.

Das war doch von allen Schlägen der härteste. Der eigene Sohn war Schuld daran, daß er sich nicht mehr erheben konnte. Klagen und Jammern half indessen nichts; er mußte zu den bittern Erfahrungen ein süßes Gesicht machen und seine Kunden mit derselben Freundlichkeit bedienen, wie er es früher seinen Gästen bei den luxuriösen Soupers gethan hatte.

Drittes Kapitel.

Der Elfenbein-Handel.

Einige Wochen nach dem Telegramm des Herrn Major kam dieser selbst an, leider mit leeren Händen.

Statt der Summen, welche dem Geschäfte aufhelfen konnten, brachte er folgende Schilderung:

„Wie Sie bereits aus meinen Briefen wissen, Herr Commerzienrath, (so nannte ihn der Major noch; die Uebrigen, welche früher seinen theuern Champagner getrunken hatten, begnügten sich mit dem Namen Blumenthal), war mein ganzes Bestreben darauf gerichtet, dem Pollidor einen richtigen Begriff von den umgebenden Dingen beizubringen und ihn durch richtiges Anschauen allmählich zu einem richtigen Urtheil heranzubilden. Da seine Schulkenntnisse gering waren, so gab es fast keinen andern Weg zu seiner Ausbildung. Ich reiste deßhalb langsam mit ihm und verweilte so lange an einem Orte, bis sein Interesse für denselben auf Null herabsank. Leider trugen meine Bemühungen nur wenig Früchte. Wenn wir in eine neue Stadt kamen, war seine erste Frage stets nach dem besten Gasthofe und wenn er ein reiches Mahl genossen, richtete er die zweite an den Kellner nach den angenehmsten Vergnügungen. Zoologische Gärten, Museen und andere belehrende Sehenswürdigkeiten kümmerten ihn nicht; Concerte, Theater, Bälle, Restaurationen waren fast das Einzige, was seine Begierde in Anspruch nahm. Meine Ermahnungen und Belehrungen waren in den Wind gesprochen und er sagte geradezu, daß der Sohn des reichen Commerzienrathes nicht nothwendig habe, sich um solche Lappalien zu bekümmern.

Ich hatte meine liebe Noth mit ihm und es verging kein Tag, an welchem er mir nicht zu verstehen gab, daß er meiner Rathschläge entbehren könne. Hätte ich mit dem Trotzkopfe kein Mitleiden gehabt, so wäre

ich schon in der ersten Woche umgekehrt. In der Schweiz lernte er trotz all meiner Bitten nur diejenigen Berge kennen, über welche wir mußten, um nach Italien zu kommen. Bei den schönsten Landschaften, welche sonst auch das Auge eines gefühllosen Menschen entzücken, klagte er über Langeweile und trieb immer nur, daß wir in den Gasthof kamen. Italien mit seinen wunderbaren Schätzen war ihm nicht schöner als jedes andere Land; er lachte mich aus, wenn ich meinem Entzücken Worte gab. Eines Tages sagte ich zu ihm: „Pollidor, dein Vater hat dich auf Reisen geschickt, damit du etwas lernst. Da aber dieser Zweck nicht in Erfüllung geht, so wird es am besten sein, wir kehren um!"

Pollidor schaute mich mit einem übermüthigen Blicke an und antwortete: „Lieber Herr Major, der Vater hat uns vier Jahre gesetzt und diese müssen ausgehalten werden. Ich habe auch gar keine Lust heimzukehren, bis ich in Afrika gewesen bin und mir die Wilden angesehen habe."

Von dieser Stunde an wurde er immer trotziger und trotziger, verlachte meine Rathschläge und hieß mich einen alten Mann, der in die neue Welt nicht mehr passe. Wahrlich, Herr Commerzienrath, ich war manchmal versucht, ihm eine derbe Ohrfeige zu geben, aber da ich doch weniger den Reisemarschall, als den Erzieher abzugeben hatte, so zügelte ich mich und schluckte Manches herunter, was mir ein älterer Mann nicht hätte bieten dürfen.

Als Sie uns die erste Nachricht von Ihrem herben Verluste gaben, drängte er mit Entschiedenheit darauf,

die Gelder, welche für die Reise bestimmt waren, zu erheben und nach Afrika zu gehen. Ich widersetzte mich, weil ich voraussah, daß Sie uns zurückrufen würden; aber Pollidor sprach immer von dem Gelde und machte sogar einmal einen vergeblichen Versuch, die Summen selbständig zu erheben. Da überlief mich die Angst, ich holte das Geld und verschloß es in seiner Abwesenheit in den Schreibtisch, dessen Schlüssel ich zu mir steckte. Pollidor wußte, daß ich das Geld erhoben hatte und grollte mir, daß es nicht in seinen unmittelbaren Besitz kam. Den Tag über war er viel abwesend. Gegen Mittag brachte der Portier des Gasthofes ein Briefchen von ihm, worin er mir anzeigte, daß er mit einem Freunde nach einem, eine Tagreise weit entfernten Städtchen gereist sei und dort eine Woche zu bleiben gedenke.

Er wußte recht gut, daß ich diesen Freund für einen sehr gefährlichen Gesellschafter hielt und ihn mit demselben nicht allein lassen, sondern ihm nacheilen würde. Auf diesen Umstand gründete er einen ganz abscheulichen Plan. Natürlich reiste ich ihm auf der Stelle nach und erreichte mitten in der Nacht das Städtchen. Da ich nicht wußte, in welchem Gasthofe er eingekehrt war, so mußte ich aufs Gerathewohl handeln. In der Nacht war ohnehin nichts mehr vorzunehmen.

Am folgenden Morgen durchstreifte ich das ganze Städtchen und kam zu der festen Ueberzeugung, daß er in demselben nicht zugegen war. Möglicherweise hatte er seine Reiseroute geändert oder einen Umweg gemacht. Ich zog nach allen Richtungen Erkundigungen ein, konnte aber nicht das mindeste von ihm erfahren. Da eilte ich bestürzt zurück, fand ihn aber auch in unserm

Hôtel nicht vor. Der Hausknecht sagte aus, eine Stunde nach meiner Abreise sei er wieder gekommen, habe eine Zeitlang in unsern Zimmern zugebracht und sei dann ohne eine weitere Mittheilung fortgegangen.

An demselben Abende kam Ihr Telegramm an und das war die Veranlassung, daß ich den Schreibtisch öffnete, um nach dem Gelde zu sehen. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich denselben erbrochen und das Geld entwendet fand! Sogleich stürzte ich zum Wirthe hinab und theilte ihm mein Unglück mit. Er eilte mit mir auf die Stube und half mir den Schreibtisch durchsuchen; Geld fand auch er nicht, wohl aber einen Brief, den ich übersehen hatte. Er war von Pollidor's Hand. Da ist er; hören Sie selbst, was er schreibt:

„Lieber Herr Major! Ich habe Sie einmal recht hinter das Licht geführt. Suchen Sie nicht lange nach dem Gelde, es ist in meinen Taschen. Ich selbst bin auf dem Wege nach Afrika. Einholen werden Sie mich nicht mehr. Wenn Sie nach Hause zurückkommen, so trösten Sie meine Eltern. Ich werde ihnen einen Neger mitbringen, der bei Tische aufwartet. Pollidor."

Der arme Commerzienrath und seine Frau brachen bei dieser Schilderung zusammen. Also ihr leichtsinniger Sohn war zum Diebe geworden!

„Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich gerade heraussprechee", sagte der Major, „aber ich bin immer der Meinung gewesen, daß Sie durch Ihre Nachsicht zu dem Verderben Ihres Sohnes viel beigetragen haben. Ihr Kleiner da kann noch nach jeder Richtung gebogen werden. Sorgen Sie also, daß nicht ein Strolch und Vagabund aus ihm wird, wie aus dem Pollidor!"

Sobald sich der Major in den Straßen sehen ließ, wurde er natürlich gleich nach seinem Reisegefährten gefragt. Er suchte die Sache zwar möglichst zu vertuschen, aber es waren kaum acht Tage vergangen, so hatte die gnädige Frau von Wetter mit Locken und Vermuthungen das Richtige so ziemlich herausgebracht, und nun sorgte sie mit einem rührenden Eifer dafür, daß die scandalöse Nachricht recht unter die Leute kam. Je weiter sie verbreitet wurde, desto mehr Zusätze erhielt sie und es fehlte nicht viel, so wurde der Diebstahl noch gar zu Mord und Todtschlag.

Bei Blumenthals gab es nicht allein viele Thränen, sondern auch gegenseitige Vorwürfe; das eheliche Glück, welches in den Zeiten des Ueberflusses wenig zu wünschen übrig ließ, bekam einen heftigen Stoß, der noch stärker wurde, als es mit dem Credit mehr und mehr zu hapern begann.

Hedwig raffte sich zuerst auf. Wohl erkennend, daß auch ein großer Theil der Schuld auf ihrer Seite lag, nahm sie sich fest vor, an ihrem zweiten Söhnchen die begangenen Fehler nach Kräften zu vermeiden und sich in die mißlichen Umstände zu fügen. Zunächst fing sie die Besserung bei ihrer eigenen Person an. Was sie an Schmuck und Kostbarkeiten aus dem Schiffbruche gerettet hatte, machte sie zu Geld und steckte es in's Geschäft. Selbst ihre reiche Garderobe brachte sie zum Opfer und trug sich schlicht und einfach, wie eine Bürgerfrau.

Wenn ich behaupten wollte, daß ihr das nicht schwer geworden wäre, so würde ich mich einer Lüge schuldig machen. Jeden Menschen kostet es Ueberwindung,

sich von längst gewohnten Bedürfnissen zu trennen, und die Frauen empfinden es am bittersten, wenn sie genöthigt sind, sich einfacher zu kleiden, ihre Gesellschaften zu entbehren, mit einem Worte, eine niedrige Rolle zu spielen. Um so mehr aber müssen wir es achten, daß Hedwig nicht eigensinnig auf ihrem frühern Glanze bestand.

Der Herr Commerzienrath war weniger verständig wie seine Frau. Seinem Titel glaubte er es schuldig zu sein, noch immer einen gewissen Nimbus um sich zu verbreiten und mit seinen Freunden in alter Weise zu verkehren. Das trug ihm manche Demüthigung ein, die ihn bitter kränkte. Leute, die ihm sonst nach den Augen gesehen hatten, gingen jetzt mit einem gnädigen Kopfnicken an ihm vorüber oder gaben sich auch wohl den Anschein, als ob sie ihn gar nicht gewahrten. Wenn er sich, seiner alten Gewohnheit gemäß, auf der Börse sehen ließ, so begegnete er erstaunten Gesichtern; er mußte mit Erschrecken wahrnehmen, daß er kaum geduldet war. Manche harte Nuß war zu knacken, bis er endlich zu der Ueberzeugung kam, daß er in den frühern Kreis nicht mehr passe.

Er grollte den Menschen, aber merkwürdiger Weise fiel es ihm gar nicht ein, daß er früher ebenso gehandelt hatte und daß es Menschen genug in seiner Vaterstadt gab, die ihm zurufen konnten: „Ei, Herr Commerzienrath, das ist blos Wurst wider Wurst!"

Eines Abends saß er trübsinnig in dem kleinen Kabinette, welches an seinen Laden grenzte und dachte über seine unglückliche Lage nach. Die Zurücksetzung wurmte ihn mehr, als er gestehen mochte. Sein schönes

Haus war in andere Hände übergegangen, seine Bedienten hatte er entlassen müssen, die Achtung seiner Mitbürger war verloren gegangen, nur eine äußerst geringe Summe war ihm geblieben, um sich nothdürftig über Wasser zu halten; sein eigner Sohn hatte ihm gleichsam mit kaltem Herzen den Todesstoß gegeben. Plötzlich sprang er auf und sprach zu sich selber: „Weg mit dem Kleinmuth! Fest die Hand an den Pflug! Es muß eine neue Saat gestreut werden! Als ich anfing, hatte ich keinen Pfennig! Warum sollte ich nicht wieder erringen können was ich verloren habe! Nur Muth und Ausdauer, so wird das alte Glück wieder einkehren. Trotz eurer Verachtung, ihr Geldsäcke, will ich wieder reich werden und ihr sollt mich, wie früher, als den ersten anerkennen. Wartet nur, ich will euch zwingen, daß ihr, wie ehedem, den Hut tief vor mir abzieht und mich mit hündischer Unterwürfigkeit schweifwedelnd den geehrten Herrn Commerzienrath nennt.

Mit diesem Entschlusse schien plötzlich neues Leben in ihn gekommen zu sein; er war wieder der rührige Kaufmann von früher, der hinter dem Ladentische stand, lächelnd seine Kunden bediente, mit eisernem Fleiße seine Bücher führte und keinen Dienst für zu geringe hielt. Nur in stiller Nacht, wenn er mit seinen Gedanken allein war, brach der alte Groll wieder hervor, und wenn er demselben nachgab, so konnte er bis zum Anbruch des Tages nicht schlafen. Natürlich fiel ihm auch sein ungerathener Sohn ein; er verfluchte denselben hundertmal und bereute es eben so oft. Die Ungewißheit, wo er sich befand und wie es ihm ging, erregte Besorgnisse in ihm, und wenn ihm das Herz gar

zu weich wurde, so geschah es auch wohl, daß dem Auge Thränen entströmten.

Hewig war derselben, allerdings sehr verzeihlichen Schwäche unterworfen, aber in ihrer Gegenwart liebte er es, den hartherzigen Vater zu spielen und sich den Anschein zu geben, als ob er sich keinen Deut um den Knaben kümmere.

Sein und Hedwigs Fleiß brachten das Geschäft in kurzer Zeit wieder in Flor und sie konnten sich bald einen Gehülfen und eine Gehülfin anschaffen. Das that ihm fast wohler, als wenn er früher mit einem Schlage Tausende gewonnen, und sein Muth nahm täglich zu. „Noch ein paar Jahre", murmelte er zuweilen, „dann werde ich wieder an der Börse sein und ihnen beweisen, daß der Commerzienrath Blumenthal so leicht nicht klein zu machen ist."

Um sein Ziel desto eher zu erreichen, schaffte er die kostbarsten Waaren an, und hatte die Genugthuung, daß die vornehmen Damen, welche sonst seinen Champagner getrunken, sich wieder in seinem Laden einfanden und ihre Einkäufe machten. Den Champagner mußten sie noch nachträglich bezahlen, indem er gerade diesen hochnäsigen Damen ein Erkleckliches drauf schlug. Nur die Wetter kam nicht, denn das böse Gewissen sagte ihr, daß sie in einen Fuchsbau lief.

Als seine Einkäufe immer bedeutender und gewagter wurden, glaubte Hedwig einschreiten zu müssen und machte ihm Vorstellungen. Eines Tages, da er wieder eine große Bestellung gemacht hatte, die selbst dem Gehülfen und dem Ladenmädchen gewagt erschien, drang sie mit eindringlichen Worten in ihn und wies



Carl Clasen gez. Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, Glückswechsel.

mit drohendem Finger auf die Unbeständigkeit des Glücks hin.

„Ei was", entgegnete er, indem er auf die Geldrollen hindeutete, die an demselben Morgen eingekommen, „ei was, man muß die Schaafe scheeren, wenn es Zeit ist! Mit deiner Aengstlichkeit könnten wir noch hundert Jahre messen und schneiden und kämen doch auf keinen grünen Zweig! Wir wollen wieder reich werden und den Leuten zeigen, daß wir in uns selbst Kraft genug haben, um sie zu überflügeln!"

Hedwig widersprach ihm nicht länger, denn sie wußte aus Erfahrung, wie wild er werden konnte, wenn sie auf dieses Thema kamen. Nun, das Glück war mit ihm und es schien sich fest an seine Fersen zu heften. Was er unternahm, das glückte ihm, keine Speculation ging fehl. Die Leute, denen sein Unternehmungsgeist gefiel, sagten: „Paßt auf, der arbeitet sich wieder empor und es wird die Zeit kommen, wo er sein schönes Haus zurückkauft und im Ueberflusse lebt."

Keiner war mehr von einer solchen Wendung überzeugt, als er selbst. Wenn er seine Berechnungen machte, so glaubte er fast den Tag voraussagen zu können, wo dieses glückliche Ereigniß eintreten würde.

Von Pollidor hörten sie lange nichts und sie gaben sich endlich darein, daß er auf dem Meere seinen Tod gefunden habe. Da langte endlich ein Brief von ihm an, welcher mitten aus Abessinien kam. Nachdem er in ziemlich oberflächlichem Tone um Verzeihung gebeten und seinen Fehltritt mit nichtssagenden Redensarten beschönigt hatte, machte er eine Schilderung von der Menge des Elfenbeines, welches in dem Lande für ge-

ringen Preis zu haben sei. Er glaubte, eine ganze Schiffsladung für etwa tausend Pfund Sterling einhandeln zu können; doch müßte das Geld baar vorhanden sein, da sich die Häuptlinge nur gegen Baarzahlung zu einem Geschäfte verständen.

Herr Blumenthal hatte in jüngern Jahren in diesem Artikel gemacht und wußte also aus Erfahrung, daß die Schilderung seines Sohnes nicht übertrieben war. Er würde deßhalb auch ohne Verzug die Summe geschickt haben, aber er besaß sie nicht; alles Geld steckte im Geschäfte. Da er aber die Speculation nicht fahren lassen wollte, so grübelte er Tag und Nacht darüber nach und wagte sich sogar wieder an die Börse, wo er mit einem Schlage eine erkleckliche Summe gewann, die er für den Elfenbeinhandel zurücklegte.

Hedwig mochte warnen, wie sie wollte, es half nicht; zur Börsenzeit war er stets vom Geschäfte abwesend, aber er kehrte immer mit gespickten Taschen heim und lachte über die spießbürgerliche Aengstlichkeit seiner Frau. Endlich waren die tausend Pfund Sterling zu seinem unaussprechlichen Vergnügen zusammen. Nun setzte er sich nieder, schrieb seinem Sohn, verzieh ihm seine Jugendstreiche und gab ihm Anleitung, wie er sich beim Kaufe und bei der Absendung zu verhalten hatte. „Mein Sohn", schrieb er, „es scheint, daß das Schicksal dich absichtlich nach Abessinien verschlagen hat, damit unsere Verhältnisse sich wieder heben. Mein Rath ist nun, noch einige Jahre dort zu bleiben und den Export zu leiten. Nur auf diesem Wege kann der alte Glanz unseres Hauses wieder hergestellt werden."

Der Pollidor hatte lange keine Nachricht gehört,

die ihm so wohlgefallen, als diese. Warum, das werden wir später hören. Niemand aber war unzufriedener mit der Absendung des vielen Geldes, als Hedwig. „Mit tausend Pfund Sterling“, sagte sie alle Tage, „hätten wir unser Geschäft nach und nach zum ersten in der Stadt machen können. Was aber mit den Elephantenzähnen herauskommt, das haben wir erst noch zu sehen. Zwischen hier und Afrika ist ein weiter Weg und man kann im Voraus nicht wissen, was für Hindernisse und Gefahren eintreten.“

Erst recht gefiel es ihr nicht, daß dem Pollidor, an dem sie doch schon einmal so schlimme Erfahrungen gemacht hatten, das Geld zugesandt wurde.

„Ei, ei“, entgegnete Blumenthal, „man muß einen leichtsinnigen Streich nicht ewig nachhalten. Ich bin auch einmal jung gewesen und da habe ich's nicht viel besser gemacht.“

„Freilich, freilich, Blumenthal; aber du machst auch jetzt noch Speculationen, die ein besonnener Mann nicht unternimmt. Zum Beispiel jetzt; wenn es mit dem Elfenbein schief geht, so können wir wieder ganz von vorne anfangen.“

„Du ziehst also jetzt sogar meine kaufmännische Befähigung in Zweifel? Ich meine doch, daß ich diese bewiesen habe!“

Hedwig hatte auf der Zunge zu erwidern: „Du hast beides bewiesen!“ aber sie schluckte die Bemerkung nieder, weil sie sah, daß ihr Mann auf dem Punkte war, heftig zu werden.

Als sie schwieg, nahm der Commerzienrath wieder das Wort und sprach: „Na, na, Hedwig, treibe nur

nicht gleich Alles auf die Spitze. Ich sage dir, der Junge hat jetzt die Hörner abgelaufen, ist vernünftig geworden und will sich bei uns in Achtung setzen."

Hedwig schwieg jetzt auch, und sie konnte in der That nichts Besseres thun, denn das Geld war einmal auf dem Wege und konnte nicht mehr zurückgeholt werden. Eine kleine Disharmonie blieb zwischen den Gatten aber doch bestehen.

Am Mittage wurde von dem Bankhause Mehl und Mumm ein Wechsel präsentirt. Es war nur ein kleiner Betrag; der Wechsel lautete auf die üblichen neunundvierzig Thaler, neunundzwanzig Silbergroschen und elf Pfennige; aber trotz der niedrigen Summe wurde Blumenthal roth und schaute nach seinem Wechselbuche, in der Meinung, daß das Bankhaus zu frühe präsentire. Das war aber nicht der Fall, der Wechsel war wirklich fällig. Er ging in die Nebenstube, wo sein Schreibpult stand und holte die Geldkasse hervor. Nur wenige Thaler lagen darin, sie reichten zur Deckung nicht aus. „Mein Gott", sprach er zu sich selbst, „wenn nur noch so viel Geld im Thekenschosse ist, daß ich zahlen kann!"

Er ging wieder in den Laden, nahm die Schublade heraus und zählte all die Fünfgroschen-Stücke zusammen, welche den Tag über eingekommen waren und machte mit Hülfe seines Taschengeldes die Summe vollständig. Mit einem Gefühl, als wenn er ein Königreich bezahlt habe, nahm er den quittirten Wechsel entgegen, aber die Scene hatte ihn so aufgeregt, daß ihm der Schweiß auf die Stirne zu stehen kam. „Dem Himmel sei Dank", flüsterte er leise in sich hinein, „daß ich in den nächsten

vierzehn Tagen nichts zu zahlen habe; ich wüßte es in der That nicht rund zu bekommen."

Frau Hedwig hatte der Sorgen eigentlich zu viele. Sie sollte nicht allein im Laden sein und die Oberaufsicht führen; sie mußte auch das Hauswesen bestellen und hatte überdies noch die Erziehung ihres zweiten Söhnchens zu leiten. Was bei der Vernachlässigung herauskam, das hatte sie an Pollidor erfahren; darum hatte sie sich in den leidenvollsten Tagen vorgenommen, diesmal alle Weichherzigkeit und Zärtlichkeit bei Seite zu setzen und ihn nach vernünftigen Prinzipien zu erziehen. Gegen Abend pflegte sie sich aus dem Geschäfte zurückzuziehen; dann ging sie hinauf auf das Kinderstübchen, nahm den kleinen Beppo auf den Schooß und erzählte ihm lehrreiche Geschichten welche das Kind mit großem Interesse anhörte.

Dabei mußte sie häufig die bittere Erfahrung machen, daß Beppo sich den Tag über allerlei Unarten angewöhnt hatte. Das Kindermädchen nahm es im Punkte der Erziehung nicht genau, weil es selber nicht erzogen war. Wenn dem Buben das Lügen Spaß machte, so log sie; wenn er gefallen war, so prügelte sie die unschuldige Erde und pflanzte so dem kleinen Herzen die Rachsucht ein. Wenn er schrie, so beschwichtigte sie ihn mit Versprechungen, die nicht gehalten wurden, und raubte ihm dadurch den Glauben an die Wahrheit. Zum Naschen haben die Kinder ohnehin Neigung und es bedarf kaum einer Anleitung, um sie darin zu üben. Das Kindermädchen brachte auf dem Wege der Verziehung mehr in den Knaben hinein, als die Mutter auf dem Wege der Zucht, und es war hun-

dert gegen eins zu wetten, daß das Kindermädchen schließlich den Sieg davon trug.

Das erkannte auch Hedwig, darum schickte sie es fort und suchte nach einem andern, von dem sie voraussetzen durfte, daß es weniger leichtsinnig in solchen Dingen war; aber sie hatte dennoch Mühe genug, das einmal Eingenistete wieder auszurotten. Daß sie es schließlich dennoch zu Wege brachte, zeugte von ihrem Ernste, von ihrem festen Vorsatze und ihrer Befähigung. Blumenthal meinte zwar, sie opfere dem Jungen allzuviel Zeit, aber in diesem Punkte ließ sie sich nicht irre machen.

Der Winter verging unter den mißlichsten Verhältnissen; die laufenden Wechsel konnten nur mit Mühe und unter der knappsten Einschränkung für die Haushaltung eingelöst werden. Der Tisch war schon lange mehr als frugal und das Ladenmädchen beklagte sich heimlich über die magere und unzureichende Kost. Blumenthal hoffte auf den Frühling und erwartete von den Sommerstoffen, die er eingelegt hatte, einen reichen Gewinn. Hedwig aber war weniger zuversichtlich, denn sie hatte die traurige Bemerkung gemacht, daß viele ihrer Bekannten, nachdem sie ihre Neugierde gestillt, die Einkäufe in andern Geschäften machten.

Der Frühling war endlich gekommen und er hatte gleichsam über Nacht eine ganz neue Mode mitgebracht, aber nicht diejenige, welche Blumenthal in seinem Laden vertrat. Die Damen kamen allerdings in Haufen und ließen sich ganze Berge von Stoffen vorlegen, aber sie rümpften die Nasen, weil sie wenig fanden, was ihnen behagte. Einige sagten mit spöttischem Lächeln, daß

man da und dort besser für die Bedürfnisse der Damenwelt zu sorgen verstände.

Blumenthal, welcher häufig aus einem Extrem in das andere fiel, ließ den Muth sinken. Stundenlang saß er in seinem kleinen Comptoir, stützte den schweren Kopf auf die Hand und verlor sich in Trübsinn. Schon war der Sommer gekommen und seine Stoffe lagen noch da. Nur einige Bäuerinnen, die dem neuesten Geschmack noch nicht nachliefen, hatten sich bei ihm versorgt. Unter solchen Umständen hatten sie den Gehülfen und die Gehülfin entlassen, denn Hedwig konnte die Kunden sehr gut allein bedienen. Auch das Kindermädchen hatte sie gehen lassen; Beppo war meistens bei ihr im Laden und da hatte sie wenigstens die Freude, ihn besser erziehen zu können.

Das Kind war gut geartet, liebte seine Mutter und lauschte gerne ihren Worten. Kam zuweilen noch einmal eine alte Unart zum Vorscheine, so bereute er sie schnell und gab sich alle Mühe, sich zu bessern.

Gegen Ende des Sommers hatte sich das Geschäft immer noch nicht gebessert; abends saßen sie zusammen im Laden und klagten sich ihre Noth. In der Schublade hatten sich nur einige Thaler vorgefunden; sie reichten kaum aus, den nothwendigen Bedarf für die nächsten Tage zu decken, geschweige noch, neue Einkäufe zu machen.

„Wenn nur das Elfenbein käme“, sagte Blumenthal; „ich bin überzeugt, daß es reißenden Abgang hätte, denn ich bin schon von verschiedenen Häusern angefragt worden. Sie wollen bedeutende Vorräthe haben, denn es mangelt allenthalben an dieser Waare.“

Hedwig seufzte.

„Du setzest immer Zweifel in meine Angaben", sagte er. „Aber ich kann dir die Versicherung geben, daß schweres Geld an diesem Artikel verdient ist. Tausend Pfund Sterling ist eine hübsche Summe, aber sie wird sich mindestens verzehnfachen. Ich kann dir das an den Fingern abrechnen. Höre einmal zu!"

„Ach, lieber Blumenthal", antwortete sie; „ich zweifle ja keinen Augenblick daran, daß an dem Elfenbein viel verdient ist, aber ich fürchte, daß wir es niemals erhalten. Wenn Pollidor wirklich gute Absichten hätte, so würde er gleich nach Erhalt des Geldes geschrieben haben, aber er läßt keinen Laut von sich hören. Wie er es mit dem Reisegeld gemacht, so wird er es auch mit diesem thun. Nein, Mann, ich habe kein Vertrauen zu einem Menschen, der einmal einen solchen Streich begangen hat."

Der Commerzienrath konnte fuchswild werden, wenn sie sich in solchen Redensarten erging; vielleicht gerade deßwegen, weil er heimlich selbst Befürchtungen hegte. Alle Hoffnung beruhte ja auf dem Elfenbein.

Hedwig brachte Beppo zu Bette und schloß die Schaufenster. „Komm, laß uns zur Ruhe gehen", sagte sie; „Käufer kommen doch nicht mehr und es ist in unsern Verhältnissen thöricht, das theure Licht zu verbrennen." So weit war es schon mit ihnen gekommen, daß ein kleiner Mehrverbrauch an Licht empfindlich wurde. Da ging die Hausschelle noch einmal. Blumenthal öffnete; der Briefträger stand vor der Thüre und überreichte ihm einen unfrankirten Brief, der schweres Porto kostete.

„Woher kommt das theure Schreiben denn?“ fragte er etwas unwillig.

„Aus Afrika“, gab der Briefträger zur Antwort und nahm das Porto entgegen. Der Commerzienrath stürzte mit dem Briefe in den Laden und rief: „Hedwig, Hedwig, siehst du, daß ich recht hatte! Da ist ein Schreiben von Pollidor! Nun hat alle Noth ein Ende, das Elfenbein ist auf dem Wege; wir werden Geld in Fülle haben!“

An das Licht tretend riß er das Couvert auf und las: „Liebe Eltern! Als ich um das Geld bat, hatte ich nicht den Muth, die Wahrheit zu sagen, weil ich fürchtete, ihr möchtet mich im Stiche lassen. Mit dem Elfenbein, das war nur eine Ausrede. Freilich giebt es hier Elfenbein genug und es ist auch für billigen Preis zu haben; aber ich konnte mit eurem Gelde keines erhandeln, weil ich mich aus dem Kerker lösen mußte. Wie das alles zusammenhängt, werde ich euch erzählen, wenn ich zurückkomme, aber dazu müßt ihr mir erst Reisegeld schicken, denn ich habe keinen Pfennig mehr. Schickt aber reichlich, denn man hat viel mehr nöthig, als man glaubt, wenn man etwas anständig reisen will. Wenn ich wieder nach Hause komme, werde ich tüchtig auf dem Comptoir arbeiten. Du wirst mir wohl die rothe Stube und ein anständiges Taschengeld geben; aber den Marx Hüllmann mag ich nicht mehr als Diener. Du mußt mir einen andern geben, der gerade gewachsen und nicht so ungeschickt ist.“

Blumenthal ließ den Brief aus der Hand fallen, Thränen stürzten aus seinen Augen, ein Fluch flog von seinen Lippen und die Fäuste ballten sich.

„Schreckliches Ungeheuer von einem Sohne“, schrie er; „du bringst deine Eltern und deinen Bruder an den Bettelstab und sprichst noch von einem Bedienten! O hätte ich dich jetzt zwischen den Fäusten, wie wollte ich dich verarbeiten.“

Hedwig hatte sich schon so lange mit diesem Verluste vertraut gemacht, daß ihr der Schlag nicht unerwartet kam. „Gieb dich drein“, sagte sie milde. „Denke, wir hätten das Geld nie besessen, so ist der Verlust leichter zu verschmerzen.“

„Aber dieser abscheuliche Bube!“

„Hat gehandelt, wie es vorauszusehen war. Schicke ihm nur kein neues Geld. Mag er sich durch die Welt schlagen und tüchtig Mangel leiden! Nur eine harte Lebensschule kann ihn bessern; deßhalb kein Mitleiden mit ihm!“

Der Commerzienrath war wie vernichtet. Willenlos ließ er sich von seiner Frau führen und murmelte immerfort zwischen den Zähnen: „Der abscheuliche Bube hat uns arm gemacht! Wäre er hier, er müßte in's Zuchthaus!“ —

Viertes Kapitel.

Im Lande der Bogos.

Nun ist es endlich an der Zeit, daß wir uns einmal nach dem Landläufer Pollidor umsehen. Den größten Theil seiner Irrfahrten lassen wir unberücksichtigt; sie bestanden nur aus einer Kette von liederlichen

Streichen, wovon mehr als einer den Galgen verdiente. In Egypten traf er mit einem Spanier zusammen, welcher die Absicht hatte, in Sudan auf den Sclavenhandel zu gehen. Da er den Character Pollidor's gleich durchschaute, so machte er vor ihm gar kein Hehl aus seinem unsaubern Vorhaben. Bald hatte er ihm entlockt, wie hoch sich sein Geld belief und da er selbst nicht besonders damit versehen war, so wandte er alle Kunstmittel an, um in den Besitz des seinigen zu gelangen. Er reizte durch übertriebene Schilderungen des Gewinnes, welcher mit der Sclavenjagd verbunden sei, seine Habsucht und brachte es auch richtig zuwege, daß Pollidor ein Compagnie-Geschäft einging.

Aller Bildung baar, allen edeln Gefühlen fremd, nur den rohesten Genüssen ergeben, fiel es dem gottlosen Buben nicht einmal ein, daß der Menschenhandel ein fluchwürdiges Verbrechen sei, und als ihm diese Reflexion unmöglich länger entgehen konnte, da war er dennoch weit entfernt, sich von dem Handel zurückzuziehen. Er lachte nur über die Gewissenhaftigkeit, die ihn einen Augenblick angewandelt hatte. „Ei", sagte er, „solche spießbürgerlichen Ansichten gelten nur für die engen Verhältnisse meiner Vaterstadt. Wer weit in der Welt umhergekommen ist, sieht die Dinge mit andern Augen an. Man muß Geld nehmen, wo sich die Gelegenheit dazu findet. Mein Vater wäre auch nicht so reich geworden, wenn er sich durch den Katechismus hätte leiten lassen; und jetzt, wo ihn die Schlappe getroffen, wird er es noch weniger thun."

Sein Compagnon Madros bestärkte ihn natürlich in solchen ihm günstigen Ansichten und betrieb die Aus-

rüstung zu der Sclavenjagd mit einer solchen Eile, daß selbst die Reue zu spät kommen mußte. Im Laufe eines Monats waren sie mit Schiffen, Lebensmitteln und Sclavenjägern ausgerüstet und fuhren den Nil hinauf, wo sie bald einen geldgierigen Häuptling gewannen, der für gute Bezahlung nichts dagegen einzuwenden hatte, daß seine unglücklichen Unterthanen wie Wild gejagt und gefangen genommen wurden.

Unserm Pollidor machten die Menschenjagd und die damit verbundenen Gräuel ein besonderes Vergnügen und er wollte sich todtlachen, wenn die armen, fast wehrlosen Schwarzen mit Keulen niedergeschlagen und nachher mit Ketten aneinandergefesselt wurden. Gott sorgte übrigens dafür, daß die Strafe nicht ausblieb.

Als sie mit ihrem Sclaventransport durch das Land der Bogos kamen, mangelte es ihnen an Nahrungsmitteln und sie sprachen die Einwohner um Rindvieh und Getreide an. Die Bogos waren auch willig, von ihren Vorräthen abzugeben, aber sie forderten natürlich Bezahlung dafür. Das behagte den Sclavenhändlern nicht; sie waren nicht ausgezogen, um zu zahlen, sondern um sich mit Gewalt zu bereichern. Diesem Grundsatze getreu brachen sie bei dem Dorfe Mensa in die Viehheerden der Bogos ein, bemächtigten sich einer Anzahl Ochsen und wollten mit denselben weiter ziehen.

Die Bogos nahmen diese Art des Handelns natürlich übel, sammelten sich in großer Anzahl und griffen sie an. Sie hätten mit ihren Feuerwaffen wohl den Sieg über die armen, schlechtbewaffneten Bogos davon getragen, aber diese machten die Sclaven von ihren Ketten los und wurden ihnen dadurch überlegen. Einer

von den Sclaven, den Pollidor ganz abscheulich behandelt hatte, ergriff eine Keule und schmetterte ihn zu Boden. Er würde ihn wohl erbarmungslos getödtet haben, wenn die Einwohner von Mensa, menschlicher als er, ihn nicht gerettet hätten. Daß er ihn recht windelweich prügelte und ihm ein Bein entzwei schlug, konnten sie doch nicht hindern und vielleicht wollten sie es auch nicht.

Als Pollidor aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich in seinem eigenen Blute schwimmend und rings um sich her die verwundeten Sclavenjäger. Er wollte sich erheben, als er sich aber auf das zerbrochene Bein stützte, fiel er wieder auf den Boden zurück und wußte nun, was mit ihm vorgegangen war. „Wo ist Madros?" rief er, so laut es seine Schwäche erlaubte.

„Hier", gab dieser aus einiger Entfernung zur Antwort; „ich bin schrecklich zugerichtet, beide Arme sind mir zerschlagen."

„Es ist dir wohl geschehen", antwortete Pollidor ingrimmig, „denn du trägst die Schuld an meinem Unglücke; mein Geld ist dahin, mein Bein gebrochen und ich befinde mich ohne Hülfsmittel in einem fremden Lande."

„Nur nicht gleich den Muth verloren", antwortete der Spanier; „ich kenne Leute, welche kein ganzes Glied am Leibe behalten haben und durch ihre Ausdauer doch zu Millionären geworden sind. Dein Bein wird schon wieder heilen und dann fangen wir den Handel von vorne an."

„Das heißt, wenn sie uns nicht wie Kälber abschlachten." „Unnütze Furcht", antwortete Madros; „die

Bogos sind keine Wilden, welche Menschenfleisch fressen; sie werden uns allerdings in der Gefangenschaft halten, aber es wird nicht an Gelegenheit zum Fliehen fehlen."

Aus den Hütten von Mensa scholl fröhlicher Lärm herüber, denn die Einwohner gaben den freigewordenen Sclaven ein Freudenfest. Diese aber beeilten das Gastmahl, um bald wieder zu den Ihrigen zurückzukommen, die natürlich in der größten Betrübniß schwebten. Bald kamen sie in raschem Laufe an ihnen vorüber und eilten der Heimath zu.

Pollidor fürchtete, daß man sie in offener Luft liegen lassen werde. Das war ein schrecklicher Gedanke, denn bei seiner gänzlichen Hülflosigkeit wurde er ohne Zweifel während der Nacht eine Beute des Löwen oder irgend eines andern wilden Thieres; aber seine Befürchtung war ohne Grund gewesen, die Bogos hatten mehr menschliches Gefühl als er. Zwei große, schlanke und wohlgebaute Männer nahten sich der Stelle, wo er lag. Der eine trug Sandalen an den Füßen, der andere ging baarfuß. Außerdem bestand ihre Bekleidung nur in einer weißen baumwollenen Hose, welche von den Hüften bis zu den Knien reichte, der ganze übrige hellbraune Körper war nackt. In jenem heißen Klima werden die Kleider lästig; die Bewohner bedecken deßhalb nur ihre Blößen. Wenn es hoch kommt, schlagen sie ein großes, weißes Tuch wie einen Mantel um den Leib. Da dieses aber ihre freien Bewegungen hindert, so werfen sie dasselbe bei der kleinsten Arbeit von sich.

Vom Ohr zum Kinn der beiden Männer ging ein gekräuselter Bart; das Haar hing in kleinen, sorgfältig geflochtenen Zöpfen um die Schläfen und den Hinter-

kopf, während es auf dem Scheitel wie ein kurzgeschorner, nach allen Seiten sich ausbreitender Busch emporstand. Die blendend weißen Zähne bildeten einen grellen Gegensatz zu der dunkeln Hautfarbe.

Pollidor machte eine rasche Bewegung, als wenn er aufspringen und entfliehen wolle, denn er glaubte, die Männer seien gekommen, ihn zu tödten, aber sein gebrochenes Bein gebot ihm Stillhalten. Die Bogos dachten übrigens nicht daran, ihm etwas zu Leide zu thun. Sie beugten sich nieder und hoben ihn so schonend als möglich auf. Nichtsdestoweniger verursachte es ihm so große Schmerzen, daß er laut aufschreien mußte.

Nicht weit von dem Platze, wo er gelegen hatte, stand eine aus Durra-Stroh und Dornen erbaute Hütte. Sie glich eher einem Hügel, als einer menschlichen Wohnung; nur an der roh aus Stäben geflochtenen Eingangsthüre ließ sich ihre Bestimmung errathen. Dorthin trugen sie ihn und legten ihn auf eine harte Streu von Durra-Stroh nieder. Die Hütte war im Innern eben so elend wie im Aeußern; außer der Thüre gab es keine Oeffnung mehr; Fenster sind ein unbekannter Luxus. Der Rauch hat die vollständigste Freiheit, ob er zur Thüre oder zu den Ritzen des Hauses hinausgehen will.

Zur Regenzeit bietet eine solche Wohnung nicht den mindesten Schutz; das Wasser träufelt an allen Enden herein und benetzt sowohl die Schläfer auf der Streu, als auch den Koch am Herde. Die Hausgeräthe beschränken sich auf das Unentbehrlichste. Das Meiste von dem, was sie nothwendig haben, machen sie selbst und kaum kennt man das Bedürfniß, Waaren aus entfernten Gegenden kommen zu lassen. Erst in neuerer

Zeit, in welcher die vielen Afrika-Reisenden ihr Gebiet durchziehen, sind sie aufmerksam auf eine bessere Lebensart geworden, und es wird wohl die Zeit nicht allzu fern sein, wo sie nach und nach für eine bessere Kultur empfänglich werden.

Ein Mann, welcher an dem rauchenden Feuerherde gesessen hatte, erhob sich jetzt und trat an sein Lager, indem er das gebrochene Bein untersuchte. Er ließ sich ein Messer reichen und schnitt das Beinkleid rings über dem Bruche ab, dann begann er seine Operation. Sie war einfach genug, denn er begnügte sich damit, das Bein in die richtige Lage zu bringen und steife Holzstecken an demselben vorbeizubinden, so daß jede Bewegung unmöglich wurde. Der Schmerz war fürchterlich, aber daraus machte sich der Herr Doctor nicht viel; er schüttelte sogar mit einer gewissen Verachtung den Kopf, und was er zwischen den Lippen murmelte, schien ungefähr so viel zu heißen, als: „Diese weißen Leute sind doch elende Menschen; sie fallen uns ohne allen Grund an und geberden sich wie die Kinder, wenn ihnen ein Unfall begegnet.“

Die Schmerzen nahmen dem Pollidor die Besinnung und er kam erst wieder zu sich selbst, als die Nacht längst hereingebrochen war. Ein brennender Durst peinigte ihn und er hätte viel für einen Trunk Wasser gegeben. Er schaute um sich; die Bewohner lagen an verschiedenen Stellen auf der Streu ausgestreckt und schliefen; aber das Feuer qualmte noch. Ein Mädchen saß an demselben und schaute in die Gluth. So sehr ihn auch der Durst plagte, so hatte er doch nicht den Muth, sie anzurufen und es blieb ihm Muße, sie genau

zu betrachten. Ihr Haar war ganz nach der Art der Männer geordnet und geflochten, nur hingen die unzähligen Zöpfchen länger herab und waren an den Spitzen mit Glaskorallen geziert, welche im Scheine des Feuers glänzten und glitzerten. Um den Hals trug sie einen Schmuck von dicken bunten Glasperlen und um die Stirn ging ein Draht, an dem zu beiden Seiten der Schläfen allerlei bunter Schmuck befestigt war. „Wahrscheinlich", dachte Pollidor, „ist es die Tochter des Hauses. Ihre Angehörigen haben durch mich und Madros Schaden erlitten. Ich darf es wahrhaftig nicht wagen, sie um einen Trunk Wasser zu ersuchen."

Vielleicht hatte er eine unbewußte Bewegung gemacht, denn das Mädchen erhob sich vom Feuer, kam auf sein Lager zu und schaute ihm in die Augen. Er zeigte mit einer schmerzlichen Geberde auf seine Lippen. Sie verstand ihn sogleich, ging hinweg und kam bald mit einem halben Straußenei herbei, welches zu einer Wasserschale umgeschaffen worden war. Sie hob ihm den Kopf in die Höhe und ließ ihn trinken. Ach wie das so unaussprechlich wohl that! Zum erstenmale in seinem Leben empfand er eine Art von Dankbarkeit und gab dieses dem Mädchen durch einen Händedruck zu verstehen.

Sie fragte ihn durch Zeichen, ob er Hunger habe und da er dieses bejahete, so brachte sie Früchte herbei, zertheilte dieselben in kleine Stückchen und schob sie ihm in den Mund. Mit einem unaussprechlichen Vergnügen aß er; die Augen fielen ihm während desselben zu und er schlief bis an den lichten Morgen. Mara, das Mädchen, welches ihn während der Nacht gepflegt hatte,

stand mit dem Frühstücke vor seinem Lager und lud ihn lächelnd ein, seinen Hunger zu stillen. Er hätte gern mit ihr gesprochen, aber außer seiner Muttersprache verstand er keine andere Zunge, am allerwenigsten diejenige, welche die Bogos reden.

„Wo bin ich denn eigentlich?“ fragte er unwillkührlich. Mara schüttelte mit dem Kopfe, denn auch sie verstand ihn nicht; aber sie legte doch das Bestreben an den Tag, ihm nützlich zu sein und wich den ganzen Tag nicht von seinem Lager.

Nach seinem Beine wurde nicht mehr gesehen. Der Herr Doctor hatte es angeschient, das Uebrige überließ er der Natur. Mara schien von dem Eigenthümer der Hütte zu seiner Pflege bestimmt zu sein, denn sie wich auch am folgenden Tage nicht von ihm und leistete ihm jeden Dienst, den er durch die Zeichensprache verlangte. Die Nothwendigkeit, sich auch durch Worte zu verständigen, brachte Mara auf den Gedanken, ihn die Sprache ihres Landes zu lehren. Sie plapperte ihm unaufhörlich einzelne Wörter und Redensarten vor, bis er sie endlich erlernte. Die Aussprache mochte freilich Manches zu wünschen übrig lassen, denn Mara lachte zuweilen, wenn er etwas verlangte, ganz unbändig, aber sie verstand ihn doch und das war ja die Hauptsache.

Nach etwa sechs Wochen konnte er sich vom Lager erheben und trotz der sonderbaren Arzneikunst des Bogos-Doctor sein Bein wieder gebrauchen. Als er sich hinlänglich überzeugt, daß es damit seine Richtigkeit hatte, war sein erster Gedanke, zu entfliehen, aber da hatten ihm die Bogos doch einen Riegel vorge-

schoben. Sie befestigten ihm an das gebrochene Bein einen eisernen Ring mit einer Kette und an diese eine eiserne Kugel von ziemlich bedeutendem Gewichte. Nun konnte er allerdings frei umhergehen, aber schon mit zehn Schritten war er müde und mußte sich niedersetzen. Deßhalb verließ er nur selten die nächste Umgebung der Hütte, welche durch eine hohe Dornhecke eingefriedigt war, in deren innern Raume sein Herr die nothwendigen Küchenkräuter anbaute.

In seiner Heimath würde Pollidor niemals einen Spaten angerührt haben, weil ihm jede Arbeit als eine Erniedrigung vorkam; hier aber griff er aus Langweile dazu, half Mara das Erdreich umhacken, Samen streuen und Gemüse erndten.

Sie fragte ihn zuweilen nach dem Lande der weißen Leute; dann nahm er Gelegenheit, die Pracht seines elterlichen Hauses und den Reichthum seines Vaters zu schildern. Mara verstand zwar wenig von dem, was er sagte, weil sie sich keinen Begriff von den fremden Dingen machen konnte, aber so viel nahm sie doch heraus, daß sie zu dem Glauben kam, sein Vater sei ein vornehmer Häuptling, dem es weder an Sclaven noch an Vieh und Kriegern fehlte. „Wenn dein Vater so viele Dinge hat", fragte sie, „warum bist du nicht in deinem Lande geblieben!

„Die Lust zum Wandern trieb mich hinaus", sagte er, „aber wenn ich gewußt hätte, wie elend und armselig es in deinem Lande ist, so würde mein Fuß es nie betreten haben. Sage deinem Vater, daß er mich ziehen läßt."

„Er wird es nicht thun", antwortete sie, „denn du

hast unserm Dorfe Unheil zugefügt. Alle, die das thun, werden entweder getödtet oder als Sclaven behandelt. Sei zufrieden, daß dir das leichtere Loos zu Theil geworden ist."

Als Mara's Vater bemerkte, daß sich sein Gefangener zu ländlichen Arbeiten tauglich erwies, machte er ihm einen Pflug, um das Feld zu bebauen. Dieser Pflug war sehr einfach und es befand sich kein Atom von Eisen an demselben. Es waren nur fest zusammengebundene Hölzer mit einer Handhabe für Pollidor. Sie wurden mit Stricken an zwei Ochsen befestigt, und die Arbeit nahm ihren Anfang. Da er mit seiner Kugel nicht so schnell folgen konnte, so wurde dieselbe abgenommen, aber einer von den Bogos war stets bei ihm, um seine Flucht zu verhindern. Sobald Pollidor merkte, daß er als Ackerbauer seinen Zweck, d. h. die Flucht, nicht erreichen werde, begann er im Pflügen äußerst nachläßig zu werden. Das trug täglich einigemale ein Dutzend Peitschenhiebe ein, aber er ertrug die Schmerzen, um des Pflügens los zu werden. Sein Compagnon, der ebenfalls wieder geheilt worden, war bei den Rinderheerden als Hirt angestellt. So oft sie sich zufällig begegneten, redete dieser ihm zu, sich ebenfalls als Hirt annehmen zu lassen, weil es bei dem verhältnißmäßig freien Leben auf den Weiden eher möglich sein würde, sich den Bogos zu entziehen. Pollidor steckte sich hinter Mara, die Tochter des Häuptlings und diese brachte es bald zu Wege, daß seinem Wunsche entsprochen wurde.

Schon am folgenden Tage wurde er mit den Rindern auf die Weide geschickt und dort traf er mit

Madros zusammen. Da sie beide nichts von dem Hütwerk verstanden, sondern das Geschäft erst von den Eingebornen erlernen mußten, so hatten sie manche freie Stunde, die sie, im Grase liegend, an den Brunnen und Trinkstätten zubrachten. Hier nun wurden die abentheuerlichsten Pläne geschmiedet, die aber alle darauf hinaus liefen, daß sie Geld haben mußten. Madros rühmte zwar immer, daß er in Spanien große Reichthümer besäße, aber er fügte auch hinzu, daß er dieselben nur persönlich erheben könne und beredete seinen Gefährten, unter irgend einem Vorwande Geld von Hause kommen zu lassen.

So wurde jener lügenhafte Brief nach Europa geschickt, von dem wir bereits gehört haben; ein Hirt des Häuptlings, dem sie eine große Belohnung versprachen, übernahm es, denselben an den Nil zu besorgen, von wo dann auf eine sichere Beförderung gerechnet werden konnte. Pollidor gab seinem Vater ein Bankhaus in Kairo auf, an welches er die Summe abschicken sollte.

Von dieser Stunde an waren sie mehr als je darauf bedacht, ihre Flucht zu bewerkstelligen; aber sie wurden schärfer bewacht, als sie glaubten, und als sie sich eines Tages unter dem unschuldigsten Anscheine einen Steinwurf weit von der Heerde entfernten, bezahlten sie diese Verwegenheit mit einer tüchtigen Tracht Schläge.

„Wir müssen unser Benehmen ändern“, sagte Madros. „Nur Ergebenheit in unser Schicksal und eifrige Beobachtung unserer Pflichten kann die Augen der Wächter von uns abziehen. Das gelang ihnen auch nach und

nach und sie brachten es dahin, daß jedem von ihnen die Oberleitung einer stattlichen Heerde von afrikanischen Buckelochsen anvertraut wurde. Allein ließ man sie aber dennoch niemals; ein oder zwei Knechte, auch wohl einige Familienmitglieder des Häuptlings waren stets in ihrem Gefolge. Es war ein gar schöner Anblick, wenn die große Schaar der Ochsen den Umkreis von Mensa verließ. Da schaarte sich Rücken an Rücken und über denselben erhoben sich in schaukelnder Bewegung die weit gespreizten Hörner. Mitten zwischen ihnen schritten die beiden Europäer und die Knechte. Die Kinder des Häuptlings aber saßen in einer Art von Tragstuhl auf dem Rücken eines Buckelochsen und klatschten vor Vergnügen in die Hände.

Eine Menge von Vögeln begleitete stets den Zug, schwebte über demselben, flog ihm nach oder voraus. Die Madenhacker und Schafstelze aber liefen den Ochsen über den Rücken, kletterten um den Hals herum, unter dem Bauche her und hackten mit ihren Schnäbeln die Maden und Würmer aus der Haut der Ochsen. Diese ließen sich das gern gefallen, denn die Maden sind ihre herzlosen Peiniger, die sie nur auf diesem Wege los werden können.

Des Grases im Gebirge wurde allmählig weniger und in der Niederung der Samchara war kaum noch ein grünes Fleckchen zu sehen. Die Sonne hatte alles rings umher vertrocknet und verbrannt. Da trat zur Freude der Bewohner von Mensa die Regenzeit ein. Schon in den ersten Tagen sah man die wundervolle Wirkung des Wassers. In der Samchara fing es plötzlich an zu grünen und zu blühen, so daß das Land

zu ihren Füßen wie ein grüner, mit bunten Blumen übersäter Teppich aussah.

Am Abende des ersten Regentages befahl der Häuptling, daß sich die gesammte Bevölkerung von Mensa am folgenden Morgen nahe dem Dorfe in einem Thälchen versammle. Alt und Jung strömte dahin, auch Pollidor und Madros fehlten nicht. Der Regen hielt, wie das in der Regenzeit gewöhnlich ist, nur einige Stunden an, dann bekam die Sonne wieder die Oberhand, leckte die Tropfen von dem Laube der Bäume und trocknete den Boden.

Das Thälchen, in welchem sich die Einwohner versammelten, war ein äußerst reizendes Plätzchen. Vom Felsengebirge stürzte ein silberhelles Bächlein in die Tiefe. Sein Naß, welches dem Thale Sommer und Winter gespendet wird, hat an den Ufern eine wundervolle Vegetation erzeugt. Aus dem fast undurchdringlichen Dickicht erheben sich hohe Sycomoren, deren breite Kronen einen angenehmen Schatten spenden. Die Sonne spielt blitzend durch das Gezweig und beleuchtet die Nester des Webervogels, welche schaukelnd an den äußersten Zweigen hängen. Eine Menge von andern Vögeln entfaltet ihr prachtvolles Gefieder. Eine Art von kleinen Antilopen und fremdartige Hühner huschen durch das niedrige Gebüsch, Affen beleben die Bäume und erfüllen das Thälchen mit ihrem Geschrei.

Die Einwohner von Mensa lagerten in malerischen Gruppirungen im Schatten der Bäume und gaben sich der ungebundensten Freude hin. Da erhob der Häuptling seine Stimme und sprach: „Heute wollen wir einen Festtag halten, morgen aber, wenn die Sonne mit ihren

ersten Strahlen das Gebirge vergoldet, sollen die Heerden in die Samchara hinabziehen, wie es Brauch und Sitte ist."

Lauter Jubel folgte diesen Worten. Madros und Pollidor rückten zusammen und flüsterten leise miteinander. Schon lange hatten sie sich auf den Aufbruch nach der Niederung gefreut, denn es war verabredet, diese Gelegenheit zur Flucht zu benützen.

„Jetzt oder nie", sprach Madros. „Wenn wir mit den Heerden wieder heraufziehen müßten, so befänden wir uns wieder unter der unmittelbaren Aufsicht des Häuptlings und dann könnten wir vielleicht noch ein halbes Jahr warten, bis sich eine Gelegenheit böte."

Pollidor war derselben Meinung, und es wurde alles festgesetzt, selbst der Weg, den sie nehmen wollten, auf das genaueste bezeichnet. Um keinen Verdacht zu erregen, trennten sie sich von einander, mischten sich unter die Eingebornen und gaben sich der äußersten Munterkeit hin, so daß es den Anschein hatte, als fühlten sie sich unter den Bogos recht glücklich.

Der Häuptling von Mensa aber hatte ein scharfes Auge und er entnahm aus ihren Mienen, daß ihre Unterhaltung sich um einen wichtigen Gegenstand drehen müßte; deßhalb nahm er sich vor, auf seiner Hut zu sein.

Am Mittage wurde im Schatten der Bäume gekocht und die lustigen Menschen lagerten sich um die rauchenden Kessel und verzehrten den Inhalt fast glühend. Nach dem Mahle gab der Häuptling ein Zeichen mit der Hand; die Mädchen ordneten sich an einer lichten Stelle des Waldes zum Tanze. Flötenbläser gruppirten sich unter einer hohen Euphorbie,

welche sich wie ein riesiger Kronleuchter zum Himmel erhob.

Der Tanz war höchst einfach und bestand fast nur darin, daß die Mädchen einen Fuß nach dem andern emporhoben und wieder senkten. Die Jünglinge nahmen keinen Theil an diesem Vergnügen, sondern standen nur zuschauend im Kreise.

Als der Abend kam, wurden die Feuer größer gemacht, so daß die Flammen weit umherleuchteten. Es war das eine überaus nöthige Vorsicht, denn mit dem Eintritte der Dunkelheit finden sich der Löwe und der Pardel, die Antilope und der Elephant, überhaupt alle durstigen Thiere an dem Bächlein ein, um zu trinken. Das Feuer aber scheuen sie und leiden lieber den quälendsten Durst, als daß sie sich demselben nähern.

Fast war es Mitternacht geworden, als der Häuptling das Zeichen zum Aufbruche gab. Mit lärmender Lustigkeit stürzten Alt und Jung den Hütten zu und warfen sich auf die Streu.

Madros und sein Freund, welche aus Aufregung nicht schlafen konnten, hörten noch in später Nacht, wie die wilden Bestien dem Bächlein zutrabten, und die Gegend mit furchtbarem Geschrei erfüllten. Kaum graute der Morgen, als es in sämmtlichen Hütten lebendig wurde. Die Ochsen und Rinder, welche innerhalb weiter Umzäunungen nahe bei den Hütten lagerten, erhoben sich brüllend und geberdeten sich, als ob sie gewußt hätten, daß es jetzt in die grasreiche Samchara hinabging.

Zuerst wurde die Heerde des Häuptlings aus dem Pferche losgelassen und vor die Hütte geführt. Das

sämmtliche Gepäck, welches mit in die Samchara hinabgenommen werden sollte, wurde dem stärksten Ochsen aufgeladen. Es sah recht sonderbar aus, als dieser mit Zelttüchern, langen Stäben zum Befestigen derselben, Melkeimern und Betten beladen, wie sich seiner Würde bewußt, den Kopf mit den breiten Hörnern hin und herschaukelte und den Häuptling anbrüllte.

Madros und Pollidor, welche während der Zeit ihres Aufenthaltes in Mensa sich wie die Eingebornen kleideten und nun mit dem Dolch auf dem Arme und dem langen Hirtenstabe in den Händen aus den Hütten traten, wollten sich an die Spitze des Zuges stellen, aber der Häuptling gebot ihnen, zu bleiben, da sie nicht länger bei den Heerden sein sollten.

Da war mit einem Schlage ihr ganzer Plan vereitelt; sie ließen die Köpfe hängen und machten sich durch ihr Erschrecken und heimliches Geflüster noch verdächtiger, als sie bereits waren. Leise Verwünschungen ausstoßend sahen sie die stattlichen Züge der Samchara zuziehen, die ihnen jetzt noch einmal so begehrenswerth erschien, wie gestern.

Der Häuptling ließ keinen Zweifel darüber, daß er sie im Verdachte hatte, denn er holte eigenhändig die Ketten und Kugeln herbei, die sie früher geschleppt hatten und spannte sie von Neuem in das Joch. „Da ihr entlaufen wolltet“, sagte er, „so sollt ihr in Mensa bleiben und den Frauen zur Hand gehen. Ich werde euch so schwere Arbeit geben, daß ihr zum Entlaufen zu müde werdet.“

Sofort wurden sie angewiesen, aus dem Thälchen, wovon wir schon gesprochen haben, Wasser herbeizu-

schleppen. Das mußten sonst die Weiber thun, denn die Männer arbeiten niemals; selbst die Knaben halten es für eine Schande, ihre Mütter und ihre Schwestern durch Handreichungen zu unterstützen. Der Mann ist nur für die Heerde und für das Faullenzen vorhanden, alle sonstige Arbeit liegt auf dem Nacken des Weibes, vorausgesetzt, daß nicht ein Kriegsgefangener in ihrer Macht ist, der sich mit den Frauen in die Lasten theilt.

„Verflucht", sprach Pollidor auf dem Wege zum Bächlein, „nun ist die Gelegenheit zur Flucht auf lange Zeit dahin; wir können uns todt an den Kugeln schleppen und das Geld liegt nutzlos in Kairo. Wäre es nicht besser, wir sagten dem Häuptling, daß wir uns für eine Summe loskaufen wollen?"

„Wo denkst du hin?" entgegnete Madros; „wenn der Häuptling weiß, daß wir Geld haben, so nimmt er es an sich, aber unsere Freiheit erhalten wir doch nicht. Siehst du denn nicht, daß alle diese Bogos Spitzbuben sind, die nehmen, was sie bekommen können?"

Mühsam schleppten sie sich zum Wasser, mühsam kehrten sie zurück. Der Schweiß stand ihnen auf dem Körper, aber Niemand hatte Mitleid mit ihnen; nur Mara schien ein ähnliches Gefühl zu empfinden, denn sie warf einen flüchtigen Blick nach den Ketten und den Kugeln.

Kaum war das Wasser in eine steinerne Cisterne ausgegossen, welche sich in einer Ecke der Hütte befand, als sie von Neuem hinabgehen und ihren Gang so oft wiederholen mußten, bis die Cisterne gefüllt war. Todtmüde warfen sie sich auf die Streu, aber sie wurden

bald wieder emporgetrieben, um in dem kleinen Garten grüne Tabackblätter zu pflücken.

Alle Einwohner von Mensa sind dem Rauchen leidenschaftlich ergeben; Männer, Frauen und Kinder huldigen diesem Genusse und man sieht sie selten ohne die unförmliche, aber unvermeidliche Pfeife. Der Rauch- und Kautaback wird übrigens auf eine eigenthümliche Weise zubereitet. Die grünen Blätter werden gehackt, zusammengepreßt, zu kleinen Kuchen geformt und getrocknet. Diese Kuchen werden dann in die Pfeife gelegt oder in den Mund gesteckt. Der Taback schmeckt natürlich ganz abscheulich und kein Europäer könnte sich desselben bedienen, ohne krank zu werden; sie aber finden ihn ganz vortrefflich und lachen, wenn ihnen Jemand sagt, daß die europäische Weise vorzuziehen sei.

Mit dem Bereiten des Tabacks gingen sie so ungeschickt um, daß der Häuptling mit Schlägen drohte. Mara aber ging ihnen mitleidig zur Hand und so kamen sie leidlich und ungeschlagen damit zu Stande.

Mara wollte sich für die Hülfe, welche die beiden Männer ihr leisteten, dankbar bezeigen, nahm ihre Pfeife aus dem Munde und steckte sie dem Pollidor zwischen die Zähne. Dieser warf sie mit einem Gefühle des Eckels bei Seite. Das war eine schwere Beleidigung; denn bei diesen Leuten ist es Sitte, daß die Pfeife von Mund zu Mund geht und es ist kaum erhört, daß Jemand eine solche Freundlichkeit von sich weist.

Madros war entrüstet über dieses Betragen. „Unsinniger", schrie er; „du hast uns das Mädchen zum Feinde gemacht. Durch sie hätten wir vielleicht die Freiheit erlangen können. Nun ist auch das vorbei!"

Fünftes Kapitel.

Der Mord in der egyptischen Ruine.

Es blieb den beiden Gefangenen allerdings eigentlich nichts Besseres zu thun übrig, als sich das Vertrauen und das Wohlwollen ihrer Herren von Neuem zu verdienen, aber das hielt jetzt außerordentlich schwer, denn die einzige Freundin, welche sie bisher besessen hatten, war von Pollidor zu sehr beleidigt worden. Sie war allerdings zu edel, um sich an den beiden Europäern zu rächen, aber sie that auch nichts mehr zu ihren Gunsten, sondern ließ sie stille ihre Wege gehen. Es wollte den beiden Gefangenen sogar scheinen, daß sie seit jenem Vorfalle ein wachsames Auge auf sie hatte. An ein Entfliehen war also jetzt weniger als jemals zu denken; aber als sie die letzte Hoffnung aufgaben, kam ganz unerwartet plötzliche Hülfe.

Eines Tages, als sie eben zu dem Bache hinabgegangen waren, um Wasser zu schöpfen, entstand plötzlich eine allgemeine Bewegung in Mensa, von der sie die Ursache nicht errathen konnten. Der Häuptling, seine Frau, seine Kinder, Mara und die Knechte, alle kamen schwer beladen aus der Hütte und eilten dem Gebirge zu. Der Hirt, dem die Hut der Fettschwanzschafe in der Nähe des Dorfes übertragen war, trieb seine Thiere ebenfalls auf das Gebirge zu und ließ sie seinen Stachelstock fühlen, damit sie schneller eilten. So ging es auch in den übrigen Hütten zu; in weniger

als einer halben Stunde war das ganze Dorf leer von Menschen und Vieh.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte Pollidor und wollte eben auf einen Felsen steigen, um Umschau zu halten. Da aber stürzte der Knecht, welcher ihnen früher den Brief besorgt hatte, auf das Thal zu und machte ihnen Zeichen, sich ruhig zu verhalten.

„Was giebts denn, Schinna?“ fragte Madros. Der aber legte den Finger auf den Mund, bedeutete ihnen zu schweigen und schlüpfte pfeilschnell in das Dickicht hinein, indem er flüsterte: „Folgt mir auf der Stelle!“ Instinktmäßig krochen sie ihm nach und befanden sich im nächsten Augenblicke in einem Neste von Dornen, Zweigen und Blattwerk, das so dicht ineinander verschlungen war, daß kaum eine Zwergantilope hindurch konnte. Schinna aber kannte diesen Zufluchtsort genau; er hatte sich oft in demselben zum Schlafe niedergelegt, wenn die glühenden Strahlen der Sonne den Erdboden versengten. Während sie noch darüber nachdachten, was die allgemeine Flucht zu bedeuten habe, kam ein Trupp Reiter in sausendem Galopp herangesprengt. Bei den Hütten angekommen, sprangen sie von den Pferden und eilten mit einer solchen Hast, als ob viel dabei zu gewinnen wäre, in die Wohnungen.

„Was wollen sie?“ fragte Pollidor leise.

„Es sind die Abgesandten des Königs Theodor von Abyssinien“, gab Schinna zur Antwort. „Sie kommen zweimal im Jahre, um Steuern einzutreiben. Sobald die Einwohner sie bemerken, fliehen sie mit ihrer gesammten Habe, die sie fortbringen können, dem Gebirge zu und verstecken sich in unzugänglichen Schluchten.

Erst wenn die Reiter fort sind und ihre Rückkehr nicht mehr zu befürchten ist, kommen sie wieder. Da die Reiter selten etwas Nennenswerthes finden, so üben sie Rache an allen Zurückgebliebenen aus und machen sie zu Sclaven."

„Blitz", rief Pollidor lauter, als klug war, „so hätten wir ja jetzt eine prächtige Gelegenheit, zu entfliehen. Entledige uns unserer Fesseln und begleite uns nach Kairo; dort ist Geld für mich angekommen, und du sollst einen erklecklichen Theil davon haben, wenn du uns sicher dahin führst."

Schinna, der in dieser Flucht die einzige Möglichkeit sah, zu dem versprochenen Geschenke zu kommen, sagte zu. Er that es um so lieber, da er den stillen Hintergedanken hegte, wo möglich das ganze Geld an sich zu nehmen.

Die Reiter kamen bald wieder aus den Hütten hervor; sie hatten nur Weniges gefunden, was ihrer Habgier zusagte. Aufmerksam spähten sie in der Umgebung der Hütten auf den Boden, um zu untersuchen, ob die geflohenen Einwohner ihre Schätze vielleicht vergraben hätten. Unwillig schüttelten sie mit den Köpfen, kreisten um das ganze Dorf herum und kamen auch in das Thal hinab, wo sie am Bache die Rosse tränkten und sich auf den Steinen niederließen, welche die Einwohner als Sitze eingerichtet hatten.

„Wir kommen wahrhaftig mit leeren Händen zurück", sagte der Anführer. „Trotz unserer Vorsicht hatte das Volk Wind von unserer Annäherung bekommen und nun ist keine Menschenseele mehr in Mensa. Wenn wir doch wenigstens ein paar von den Strolchen in

unsere Gewalt bekommen hätten! Ich hoffe, daß es in den andern Dörfern besser geht, sonst bekommen wir bei unserm Könige Theodor einen schweren Standpunkt."

Einem von den Reitern fiel es ein, das Gebüsch zu durchsuchen, und er kam ganz nahe an der Stelle vorbei, wo sie verborgen lagen. Sie zitterten in ihrem Versteck, wurden aber nicht gefunden. Die Krieger schnallten jetzt die Taschen mit dem Speisevorrath von den Sätteln, hielten ein frugales Mahl, tranken aus dem Bache und überließen sich dann dem Schlummer. Das war eine harte Geduldprobe für die Gefangenen, aber sie mußten sie bestehen, daran war nichts zu ändern.

Schon begann es zu dunkeln, als die Schläfer aufwachten. „Hier dürfen wir nicht länger bleiben", sagte der Anführer; „die Bestien werden gleich kommen, um ihren Durst zu löschen. Aber wißt ihr was, wir wollen uns in den Hütten von Mensa verstecken bis Mitternacht. Vielleicht kommen in dieser Zeit die Geflohenen zurück und wir können von ihnen nehmen, was uns beliebt. Nach Mitternacht brechen wir zum nächsten Dorfe auf, wo wir die Leute ganz sicher im Schlafe finden und also reichen Tribut erheben können."

Die Uebrigen waren mit diesem Plane einverstanden und sie gingen zu den Hütten zurück.

„Nun ist es aber auch Zeit für uns", sagte Schinna, „sonst werden wir Bissen für Löwe und Pardel. Er löste ihnen die Ketten und flüsterte: „Ein Glück, daß wir die Abgesandten des Königs Theodor belauscht haben. Wir werden zu dem Dorfe gehen und die Leute warnen."

„Aber das hält uns auf", wendete Madros ein. „Der directe Weg geht nach Massana; das Dorf liegt uns also aus der Hand."

„Hat nichts zu bedeuten", entgegnete Schinna. „Folgt mir nur und ihr werdet sehen, daß wir ein gutes Geschäft machen."

Leise verließen sie das Thal; es war die höchste Zeit gewesen, denn schon trabten die Bestien heran und kreuzten fast ihren Weg. Sobald sie Mensa hinter sich hatten, setzten sie zum Laufen an; Schinna, welcher die Gegend ganz genau kannte, schlug die geradeste Richtung ein, und ehe eine Stunde vergangen war, befanden sie sich in dem bedrohten Dorfe. Die Einwohner hatten sich unter einem ihrer großen Berathungsbäume versammelt und feierten eben ein Fest, zu dem sie einen Buckelochsen geschlachtet hatten.

Als die drei Männer heranstürzten, schauten sie verwundert auf, denn sie fürchteten einen Ueberfall. „Ihr sitzt beim Essen und Trinken", rief Schinna ihnen zu, „und es droht euch die höchste Gefahr. Die Abgesandten des Königs Theodor sind in Mensa eingebrochen, um Tribut zu holen. Glücklicher Weise haben wir unsere gesammte Habe noch zeitig in's Gebirge flüchten können; aber es war nicht viel Zeit zu verlieren. Jetzt sind die Abgesandten auf dem Wege hierher und ihr müßt euch sputen, wenn sie euch nicht zu frühe kommen sollen. Mein Herr schickt mich und diese beiden Weißen, euch zu warnen und im Wegschleppen zu helfen. Rasch die Kameele beladen, ehe es zu spät ist!"

Diese Botschaft brachte unter den Festgenossen einen ungeheueren Wirrwarr hervor. Alle stürzten hinweg,

schleppten ihre Sachen aus den Hütten hervor und begannen, die Kameele zu beladen. Die drei Männer von Mensa bewiesen eine ungeheuere Thätigkeit und sie waren die ersten, welche ihre Ladung beendigt hatten.

„Wohin?" fragte Schinna, indem er sich auf eines der beladenen Kameele schwang und den Weißen ein Zeichen gab, dasselbe zu thun.

Nachdem ihm der Zufluchtsort bezeichnet war, rief er: „Wir werden eilen, um noch einmal zurückkommen zu können. Verliert aber auch ihr keine Zeit!" Rasch trieb er das Kameel zum Gehen an und sie verschwanden in der angegebenen Richtung. Kaum aber waren sie einen Büchsenschuß weit vom Dorfe, als er seinen Begleitern zuflüsterte: „Der Streich ist gelungen; wir haben Kameele, Nahrungsmittel und Geldeswerth. Mit diesen Dingen kommen wir bis Massana. Nun aber diesen Weg eingeschlagen, auf dem sie uns nicht vermuthen."

Er wandte sein Kameel einer andern Richtung zu und sie trabten so schnell, als die Thiere konnten, von dannen.

Die Zurückgebliebenen eilten mit den geretteten Habseligkeiten dem Asyl im Gebirge zu; als sie die Vorausgeeilten nicht fanden, glaubten sie, dieselben hätten die Güter in irgend einem versteckten Winkel abgeladen und seien in Eile zurückgekehrt, um Neues zu holen. Allerdings sahen sie später ihren Irrthum ein, aber leider zu spät, um ihnen zu folgen. Es ging dieses um so weniger, da die Sendboten des Königs Theodor nun wirklich in ihr Dorf gefallen waren und sie es nicht wagen durften, ihr Asyl zu verlassen.

Schinna brauchte keinen Wegweiser; auf viele Meilen in der Runde kannte er die Gegend so genau, wie das Dorf Mensa, und es wäre ihm selbst bei augenblicklicher Verfolgung nicht schwer gefallen, sich in einen sichern Schlupfwinkel zu verbergen. Sie ritten die ganze Nacht, ohne ein einzigesmal anzuhalten; als aber die Sonne aufging, nahm er seine Richtung nach einer waldigen Schlucht, wo sie sich mit Speise und Trank erquickten und dann im Schatten eines dichten Gebüsches einige Stunden Schlaf genossen.

„Wir müssen wieder fort“, sprach er dann. „Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß wir ihnen in die Hände fallen, aber das Sichere ist immer dem weniger Sichern vorzuziehen.“

Bei der Fortsetzung der Reise vermied er stets die gebahnte Straße und benutzte abkürzende Seitenthäler. Erst am Abend des dritten Tages, als keine Verfolgung mehr denkbar war, gönnte er sich und seinen Begleitern eine vollständige Nachtruhe und untersuchte die Ladungen der Kameele genauer.

„Es müßte uns etwas ganz Besonderes begegnen“, sprach er, „wenn wir mit diesen schönen Vorräthen nicht bis Massana kommen sollten. Dort aber lösen wir aus unsern Kameelen Geld genug, um die Fahrt auf dem rothen Meere bis Suez zu bezahlen.“

In verhältnißmäßig kurzer Zeit erreichten sie Massana und fanden daselbst ein Schiff, welches eben im Begriffe war, nach Suez abzufahren. Mit diesem vollendeten sie die Reise und machten den Landweg bis Kairo zu Fuß.

Pollidor begab sich auf der Stelle zum Banquier

und erhob das Geld. Halb und halb hatte er schon gefürchtet, daß es entweder nicht angekommen oder wieder nach der Heimath zurückgegangen sei. Um so größer war sein Entzücken, als er es nun wirklich in den Händen hielt. Die Summe war für seine jetzigen Verhältnisse eine sehr bedeutende und er hätte damit auf rechtlichem Wege ein sehr reicher Mann werden können; aber kaum war sie in seinem Besitze, so kreuzten schon allerlei unredliche Pläne durch seine Gedanken. Mit Unwillen erinnerte er sich, daß Schinna Anspruch auf eine Belohnung hatte. Damals, als er in der Noth saß, hatte er dieselbe leicht und bereitwillig versprochen, heute aber gereute es ihn. Er setzte sich in einer engen Gasse unter die vorspringenden Dächer zweier Häuser nieder und überlegte, wie er sein Versprechen umgehen könne, aber er fand keinen andern Ausweg, als heimliche Flucht nach Europa. Nach seiner Vaterstadt wollte er zwar nicht zurückkehren, aber Europa war groß genug, ihn und sein Geld zu verbergen. Wenn er einmal auf dem Wasser war, wollte er dem Schinna und dem Madros ein Schnippchen schlagen und sie nach Herzenslust auslachen.

Zufriedenen Blickes erhob er sich, verließ die Stadt und schlug die Richtung nach dem Nil ein. Dort hoffte er ein Fahrzeug zu finden, welches ihn nach Alexandria führte.

Schinna und Madros warteten mit Ungeduld auf die Rückkehr des Gefährten und da sich eine Stunde nach der andern hinzog, ohne daß er zurückkam, schöpften sie Verdacht und eilten zu dem Bankhause, wo sie in Erfahrung brachten, daß das Geld erhoben und

Pollidor längst weggegangen sei. Furchtbarer Zorn bemächtigte sich ihrer und sie gaben sich gegenseitig das Versprechen, Rache an ihm auszuüben, wenn sie ihn fänden. Nachdem sie die Stadt in allen Richtungen durchsucht hatten, machten sie sich ebenfalls auf den Weg zum Nil. An der Einschiffungsstelle war kein Reisender zu sehen; nur ein paar egyptische Matrosen lagen faul im Sande ausgestreckt und schliefen. Von ihnen erfuhren sie, daß allerdings ein Mann da gewesen sei, welcher nach Alexandrien habe gebracht werden wollen, da aber gerade kein Nilkahn zur Verfügung gewesen, sei er nilaufwärts gegangen und werde sich wohl irgendwo im Schatten der Palmen niedergestreckt haben.

Sie verfolgten einen schmalen Pfad, der am Ufer hinaufführte und gelangten in ein schattiges Palmenwäldchen, wo sie den Gesuchten im Schlafe fanden. Schinna war im Begriffe, ihn mit Scheltworten aufzuwecken, aber Madros hielt ihn zurück und lispelte: „Unvorsichtiger, laß uns überlegen, was zu thun ist!“

Sie zogen sich bis an den Eingang des Wäldchens zurück und setzten sich hier auf einem umgestürzten Steinpfeiler nieder, doch so, daß sie den Schlafenden nicht aus den Augen verloren. Madros wandte sich nun an seinen Gefährten und sprach: „Es ist klar, daß er uns um unsern Antheil hat betrügen wollen, aber wir werden uns das doch nicht gefallen lassen.“

„Gewiß nicht“, antwortete Schinna. „Ich habe mein Vaterland aufgegeben und darf nicht wieder in dasselbe zurückkehren. Ich würde es nicht gethan haben, wenn ich nicht auf reichen Lohn gerechnet hätte. Wir wollen ihn wecken und zur Rechenschaft ziehen.“

„Und wenn er eine Theilung verweigert?"

„Das wird er nicht wagen."

„Allerdings wird er es wagen und wir haben kein anderes Mittel in der Hand, ihn zu zwingen, als die Gewalt."

„So brauchen wir dieselbe."

„Gut, mein Freund, aber nicht hier. Das Ufer ist nackt und selbst das Palmenwäldchen durchsichtig. Ein lauter Wortwechsel, der nicht ausbleiben kann, wird irgend einen Fischer oder Schiffer herbeiziehen und dann ist unser Plan vereitelt."

„Aber was thun wir?"

„Wir müssen ihn auf irgend eine Art zu bewegen suchen, mit uns den Nil hinaufzugehen. Haben wir eine Stelle erreicht, wo wir ungefährdet sind, so verlangen wir die Theilung mit gebieterischen Worten. Widersetzt er sich, so schlagen wir ihn nieder. Wenn du Courage hast, so können wir noch einen Schritt weiter gehen und ihm die gesammte Baarschaft abnehmen. Mit der Summe können wir beide ein herrliches Leben führen und sie in kurzer Zeit verzehnfachen."

Schinna's Augen blitzten; der Vorschlag gefiel ihm, denn er war noch habsüchtiger, wie die meisten seiner Stammesgenossen. „Gut", sprach er, „aber warten wir nicht lange."

Sie standen auf und gingen zu dem Schläfer zurück. Madros beugte sich zu ihm nieder und betastete seinen Gürtel, um sich zu überzeugen, daß das Geld wirklich in seinem Besitze sei. In diesem Augenblicke erwachte Pollidor. Erschrocken und verwirrt sprang er auf und sprach: „Wir sind vergebens geflohen; das erwartete Geld ist nicht angekommen."

Madros stellte sich ebenfalls erschrocken und entgegnete: „In diesem Falle bleibt uns nichts anders übrig, als daß sich Jeder auf seine eigene Faust durch's Leben schlägt. Ich für meinen Theil werde nach Spanien zurückkehren."

„Und ich nach Deutschland!" sagte Pollidor.

„Wo aber bleibe ich?" fragte Schinna in einem vorwurfsvollen Tone. „Zu den Bogos kehre ich nicht zurück; sie würden mich todtschlagen, und hier finde ich meine Nahrung nicht."

Die beiden Europäer suchten ihn zu trösten und versprachen ihm ihre Hülfe, so lange sie noch zusammen sein würden. Jetzt schlug Madros vor, gemeinsam einen Ausflug zu einer nicht sehr weit entfernten Ruine zu machen. Schinna war damit einverstanden, aber Pollidor suchte unter allerlei Vorwänden zurückzukehren, bis eine längere Weigerung ihn verdächtig machen mußte.

Langsam schlenderten sie nun der Ruine zu und erreichten dieselbe nach einem einstündigen Marsche. Sie lag auf der blanken Ebene; weit umher nur der in der Sonne glitzernde Sand und einzeln zerstreut liegende Steine. Madros spähte aufmerksam umher, sein Auge ging nach allen Richtungen. Ein boshaftes Lächeln umspielte seine Lippen, als er weit und breit keinen Menschen sah.

Sie traten jetzt in die Ruine hinein, beschauten die ungeheuern Quadern, aus denen sie erbaut war und das umherliegende, zertrümmerte Bildwerk. Pollidor schenkte den Dingen, die ihn umgaben, nur geringe Aufmerksamkeit; sein Augenmerk war hauptsächlich darauf gerichtet, die Nähe seiner Bekannten so viel als möglich

zu vermeiden, damit sie nicht den Gurt mit den harten Goldstücken entdeckten, der um seine Lenden gebunden war. Aber das war ein eitles Bemühen, denn Madros hatte sich davon schon überzeugt, als er noch unter den Palmbäumen schlief.

„Pollidor“, hob letzterer jetzt an, „du gabst uns die Versicherung, das Geld sei nicht angekommen; hältst du diese Behauptung noch aufrecht?“

„Freilich, das Geld ist nicht gekommen!“

„Abscheulicher Lügner“, schrie Madros; „du hast ein Märchen erfunden, um uns zu betrügen. Aber es soll dir nichts helfen; du mußt herausrücken oder wir thun etwas, was dir nicht gefällt.“

Pollidor verlor die Farbe aus dem Gesichte, denn die entschlossene Haltung seines Gegners sagte ihm, daß ein Kampf auf Leben und Tod bevorstand. Unglücklicher Weise hatte er keine Waffen bei sich und war also wehrlos in die Hände seiner Feinde gegeben, wenn diese Gewalt gegen ihn gebrauchen wollten. Um sich so viel als möglich zu schützen, lehnte er sich mit dem Rücken gegen den Felsen und ergriff einen länglichen Stein, mit dem er sich im Nothfalle vertheidigen konnte. „Ihr habt mich in eine Falle gelockt“, sprach er, „und ihr wollt mich berauben, aber —“

Sie ließen ihn nicht ausreden, sondern stürmten gleichzeitig auf ihn ein und griffen ihn an. Er wehrte sich, so gut er konnte, aber der Kraft beider war er nicht gewachsen. Niedergeworfen, gegen den Felsen geschleudert, klammerte er sich mit aller Kraft an Madro's Hals und suchte ihn zu würgen; dieser aber schüttelte ihn ab, ergriff einen schweren Steinblock und

schleuderte ihm denselben gegen den Leib. Mit dem Ausruf: „Mein Bein, mein Bein!“ stürzte Pollidor zusammen und lag wie todt auf dem Boden. Der Wurf hatte ihm das früher schon gebrochene Bein von Neuem zerschmettert.

Die beiden Angreifer knieten neben ihm nieder, um sich der Beute zu bemächtigen. Schinna zerrte mit aller Kraft an dem Gurt, so daß die Goldstücke in demselben rasselten. „Du mußt die Schnalle lösen“, sprach Madros und erhob sich, um anscheinender Weise seinem Gefährten diese Arbeit allein zu überlassen; aber er hatte eine andere Absicht, wovon Schinna nicht die entfernteste Ahnung empfand. Rasch zog er einen unter dem Gürtel verborgen gehaltenen Dolch hervor, beugte sich über sein Opfer, ersah sich genau die Stelle des Herzens und stieß ihm das Mordwerkzeug hinein.

Mit einem Schrei ließ Schinna den Gurt los und sank zusammen; ein Strahl warmen Blutes ergoß sich über den ohnmächtigen Pollidor und den Geldgurt. Der Mörder schaute ohne Mitleid und ohne Reue in die brechenden Augen des Bogos und murmelte zwischen den Zähnen: „Ich habe euch Tölpel beide überlistet; die ganze Summe gehört nun mir. Ich will sie in Spanien, meinem schönen Heimathlande, verzehren; du aber Pollidor, wenn noch Leben in dir ist, wirst als Mörder gelten und die That zu büßen haben.“ Rasch riß er den Gurt aus dem Blute, wälzte ihn ein paarmal durch den umherliegenden Sand, damit er nicht träufelte und seine Spur verrieth und eilte dann spornstreichs hinweg. Am Nil wusch er den Sand und das Blut ab, schnallte den Gurt um und eilte in

einem weiten Bogen nach Kairo, wo er sofort ein Pferd kaufte und sich aus dem Staube machte.

Er hatte die Ruine kaum verlassen, als Pollidor durch den furchtbaren Schmerz des gebrochenen Beines aus seiner Ohnmacht erwachte. Seine Hände tauchten im Blut und er fühlte, wie es noch fortwährend über seinen Körper strömte. Er glaubte, es rühre von seinen eigenen Wunden her und jammerte: „Laßt mich leben und bringt mich nach Kairo; ich will redlich mit euch theilen und keinen Piaster mehr beanspruchen, als mir zukommt."

Da keine Antwort erfolgte, so schaute er um sich und fand den ermordeten Schinna neben sich liegen. Der Dolch steckte noch in seinem Herzen. Ein Griff nach seinem Gürtel belehrte ihn, daß das Geld verschwunden war. Nun war ihm mit einemmale alles klar. Seine Sinne umnebelten sich indessen von Neuem und er blieb in der Ohnmacht liegen, bis die Sonne sank. Da rief er um Hülfe bis ihm die Zunge am Gaumen klebte; aber der Nothschrei drang kaum bis über die Ruinen hinaus; außerdem befand sich auch fern und nah kein Mensch, der ihn hören konnte.

Je weiter die Nacht vorrückte, desto brennender wurde sein Durst, desto heftiger seine Schmerzen; aber es schien, daß Gott und Menschen ihn verlassen hatten, daß er jetzt all die Sünden büßen sollte, welche er in seinem Leben begangen.

Als die Sonne aufging, kamen zwei Fischer vom Strome herauf. Sie hatten während der Nacht gefischt und waren jetzt im Begriffe, mit ihren leeren Netzen zurückzukehren. Ihr Weg führte sie an den Ruinen

vorüber. Als sie dieselben erreicht hatten, klang aus denselben ein kläglicher Hülferuf. Erschreckt und voll abergläubischer Gefühle blieben sie stehen und fürchteten sich, das Innere zu betreten. Als sich der Ruf aber immer von Neuem wiederholte, überzeugten sie sich, daß es der Ton einer menschlichen Stimme war und sie gingen hinein.

Auf den ersten Blick gewahrten sie den Ermordeten mit dem Dolch im Herzen und neben ihm den hülferufenden Pollidor. Sie beugten sich nieder und fanden, daß des letztern Bein gebrochen war.

„Was ist hier vorgegangen?“ fragten sie. Pollidor erklärte ihnen, so gut er es in der ihm wenig bekannten Sprache vermochte, den Vorgang. Sie verstanden ihn nur halb und glaubten aus seinem Sprachmischmasche zu entnehmen, daß er von dem Todten angegriffen worden sei und daß er diesen aus Nothwehr getödtet habe.

„Was thun wir?“ fragten sie sich gegenseitig. Nach langem Ueberlegen kamen sie überein, den muthmaßlichen Mörder nach Kairo zu tragen und die Sache dem Richter anzuzeigen. Da sie kein Transportmittel bei sich hatten, so war es nicht möglich, ihn zu Lande fortzubringen; sie mußten sich deßhalb entschließen, ihn zum Kahne zu tragen, welcher in einer kleinen geschützten Bucht zwischen zwei Steinklippen lag. Unsäglich groß waren die Schmerzen, welche er bei diesem Transporte empfand; jeden Augenblick glaubte er sterben zu müssen; doch sein Jammern und Klagen brachte ihm keine Linderung.

Bei dem Kahne angekommen legten sie ihn am Ufer nieder und bereiteten ihm in dem Fahrzeuge ein

Lager von Sand, auf dem das gebrochene Bein wenigstens gestreckt werden konnte. Menschenfreundlich reichten sie ihm dann Wasser aus dem Nil, welches er mit Gier hinunterschlürfte.

„Halte dich ruhig, bis wir zurückkommen; wir müssen auch den Todten holen", sprachen die Fischer, und ohne seine Einwürfe zu beachten, kehrten sie zur Ruine zurück. Endlich nach einer langen Stunde lag der Ermordete im Kahne; die Fischer ergriffen die Ruder und lenkten das Boot stromabwärts. Am Landungsplatze erregte ihre Ladung ein ungeheures Aufsehen. Hunderte von Menschen strömten zusammen und begleiteten den schaurigen Zug zum Richter, wo die Fischer angaben, wie sie den Mörder und den Gemordeten gefunden.

Der Richter nahm ohne Weiteres seine Schuld an; seinen Angaben, daß Madros den Mord begangen haben müsse, wurde kein Glauben geschenkt. Man hielt dieselben nur für eine nichtssagende Ausrede und verurtheilte ihn zum Tode, doch sollte sein Bein erst geheilt werden.

„Wenn ich doch sterben muß", schrie er, „so tödtet mich lieber gleich und laßt mich nicht erst diese furchtbaren Schmerzen leiden!"

Auf seine Wünsche und Vorstellungen wurde nicht gehört. Gleich nach der Verurtheilung wurde er in ein Zimmer getragen, wo ein egyptischer Arzt sich mit der Einrichtung und dem Verbande seines Beines beschäftigte. Sechs Wochen lang lag er unter seinen Händen und litt einen hundertfachen Tod. Endlich war das Bein geheilt, aber nicht gerade, wie es die Natur

in Mensa fertig gebracht hatte, sondern krumm, so daß er es wie der hinkende Bote hinten heraustragen mußte und sich nur mit Hülfe einer Krücke fortbewegen konnte. Das Schwerste aber stand noch bevor, der Tod. Voller Verzweiflung rang er die Hände und klagte die Erde und den Himmel an. Schon wurde er zur Execution hinausgeführt, als plötzlich Rettung kam. Der Dolch, welcher sich im Herzen Schinna's gefunden, war mit dem Namen Philippo Madros gezeichnet, also demselben, welchen Pollidor beständig angegeben. Nachträgliche Nachforschungen hatten ergeben, daß dieser Madros wirklich mit ihm in Kairo gelebt und am Tage des Mordes verschwunden sei. Auch bekundete der Banquier, daß Pollidor das Geld erhoben und da dieses plötzlich mit Madros verschwunden war, so führte die eine Entdeckung auf die andere, bis der Richter die Ueberzeugung von seiner Unschuld gewann. Die Freude tödtete ihn fast; aber noch an demselben Tage ward er inne, daß er ein mittelloser Bettler geworden, der in den Straßen von Kairo dem Hungertode preis gegeben war.

Sechstes Kapitel.

Aus dem Palaste in die Hütte.

Blumenthal wurde von einigen Leuten noch immer Commerzienrath genannt und seine Frau Commerzienräthin, aber wenn es früher wie eine Ehre und Auszeichnung klang, so lautete es jetzt wie Spott, wenigstens

sagte das die gnädige Frau von Wetter Jedem, der es hören mochte; Blumenthal selber behauptete es nicht minder.

Aus dem eleganten Schnittwaarenladen waren sie längst ausgewandert und die Waarenbestände auf der Auction zu wahren Schleuderpreisen verkauft worden, so daß der Fallirte nichts rettete und die Gläubiger nicht zu ihrem Gelde kamen.

Hedwig erhielt beim Tode ihrer Eltern glücklicher Weise eine kleine Summe in die Hand, die sie vor dem Hungern schützte. Abends nach der Auction, als von dem Syndikus das Haus geschlossen wurde, wanderten sie mit Beppo vor die Stadt hinaus; dort in dem abgelegenen Winkel eines versteckten Gärtchens lag ein kleines Häuschen, welches Hedwig gemiethet hatte.

Es that nicht viel Pacht und lag zudem so versteckt, daß sie ihr Leid nicht öffentlich zu zeigen brauchten. Blumenthal ließ sich auf einem morschen Bänkchen neben dem Feuerherde nieder und stützte den Kopf schweigend in die Hand. Vom harten Geschick aus all seinen Himmeln gestürzt und nach und nach fast bis zum Bettelstabe erniedrigt, war sein Stolz vollständig gebrochen und nur die falsche Scham geblieben. „Commerzienrath“, murmelte er in sich hinein und schlug sich mit der Faust vor die Stirne.

Hedwig schwieg; sie wußte, daß sie es nicht wagen durfte, ihn zu trösten, wenn er sich seinen Grübeleien hingab. Still und mit so wenig Geräusch als möglich schürte sie das Feuer und begann ein ärmliches Mahl zu kochen, während Beppo hundert kindliche Fragen stellte, die sie mit leiser Stimme beantwortete.

„Aber warum sprichst du so leise, Mama?“ fragte das Kind. „Ich kann dich nicht verstehen. Warum backst du keine Kuchen? Du weißt wohl, daß ich Kuchen am liebsten esse?“

„Ich kann keine Kuchen backen; ich habe kein Mehl.“

„So wollen wir Braten essen, Mama. Die Suppe schmeckt zu schlecht. Papa liebt sie auch nicht.“

Der Mutter, die sonst ihren Kindern jeden Wunsch hatte erfüllen können, liefen ein paar Thränen über die Wangen; sie trocknete dieselben schnell hinweg; aber Beppo hatte sie doch bemerkt, und da er ein gutes, weiches Herz besaß, so glaubte er etwas Ungeziemendes gethan zu haben, nahm ihre Hand und flüsterte: „Mama, weine nicht, ich will jetzt brav sein und nichts mehr fragen.“

Sie setzte sich auf einen niedrigen Schemel, zog das Kind auf ihren Schooß und spielte gedankenvoll mit seinen blonden Locken. Beppo hatte zwar versprochen, nichts mehr zu fragen, aber er hatte es im nächsten Augenblicke vergessen. „Mama“, sagte er, „warum sind wir denn in diese garstige Hütte gezogen? In der Stadt war es doch viel schöner.“

Das arme Weib saß auf glühenden Kohlen; sie wußte nicht, was sie dem Kinde antworten sollte. Als sich aber seine Fragen immer wiederholten, erwiederte sie: „Lieber Beppo, früher hatten wir viel Geld und konnten eine schöne Wohnung bezahlen; das ist aber jetzt nicht mehr der Fall; wir sind arm geworden und müssen mit Wenigem zufrieden sein.“

„Aber, wo ist denn das Geld geblieben?“

Blumenthal hatte dem Gespräche zugehört; die Fragen seines Kindes schnitten auch ihm durch die Seele und er antwortete mit schlecht verhaltener Wuth: „Dein Bruder Pollidor hat es verschwendet und weggeworfen. Werde nur nicht so böse, wie er."

„Pollidor ist bös", sprach Beppo, indem er den Zeigefinger mit einer komischen Drohung in die Höhe hob; „wenn er nach Hause kommt, muß er die Ruthe haben, wie ich sie neulich bekommen. Nicht wahr, Mama?"

Hedwig nickte mit dem Kopfe, und ein schwerer Seufzer entfuhr ihrer Brust.

„Der Junge hat Recht", nahm Blumenthal das Wort. „Wäre der Strolch frühzeitig bestraft worden, so hätten wir nicht all das Ungemach an ihm erlebt; aber du, Hedwig, bist immer zu nachsichtig gegen ihn gewesen und hast ihm noch gar die Stange gehalten, wenn eine derbe Züchtigung am Orte gewesen wäre."

Sie sah ihren Mann verwundert an und entgegnete: „Das Unglück macht dich ungerecht. Freilich bin ich nicht streng genug mit ihm gewesen; es ist leider wahr, und ich habe es hundertmal bereut; aber wenn du wahr bleiben willst, mußt du gestehen, daß ich an dir einen guten Vorgänger hatte. Jedenfalls warst du der Nachsichtigste von uns beiden und hast ihn oft in Schutz genommen, wenn ich mich schwer über ihn beklagen mußte. Wir beide tragen Schuld und dürfen uns nichts vorwerfen."

Der Commerzienrath hatte schon eine scharfe Antwort auf der Zunge; er war überhaupt bei den letzten Unglücksschlägen immer bitterer und bitterer geworden

und wog in seinen Aeußerungen selten ab, was Recht und was Unrecht war; jetzt aber besann er sich und schwieg, denn er fühlte instinktmäßig, daß er sich seine Gattin nicht entfremden durfte. Sie war ja die einzige Person, welche die schweren Leiden mit ihm trug und welche bei den härtesten Mißgeschicken nicht murrte. Auch sagte ihm seine Vernunft, daß sie die Wahrheit sprach. Hundertmal hatte er den Buben in Schutz genommen, wenn er sich unbotmäßig betrug und seinen bösen Leidenschaften die Zügel schießen ließ. Er senkte also wieder den Kopf und grübelte weiter. Je länger er sich aber dem sauertöpfischen Gefühle hingab, desto schlimmer wurde es; mehr und mehr wurmte es ihn, daß er ein so schlechtes Probestück in der Erziehung gemacht hatte; aber weit entfernt, sich allein die Schuld aufzubürden, meinte er, sie hätten alle an dem Jungen gesündigt, und seine Lehrer am meisten.

Noch eine andere falsche Ansicht war bei ihm zur fixen Idee geworden, nämlich, daß Pollidor ganz allein den Rückgang seines Geschäftes verschulde. Das war nun nicht der Fall, vielmehr war er durch seine gewagten Handelsspeculationen zuerst auf die abschüssige Bahn gekommen und dann hatte der ungerechte Sohn den Sturz vollendet. So sind aber viele Menschen; die eigenen Fehler gestehen sie sich selten ein, sondern schieben Alles Andern zu.

Der erste Abend und die Nacht im Gartenhause wurden sehr ungemüthlich verbracht; selbst der plauderlustige Beppo hörte auf zu fragen, als er an den einsilbigen Antworten und der Verstimmung der Eltern sah, daß er lästig wurde. Die Unthätigkeit aber lullte

auch den Geist des Kindes in Schlaf. Hedwig brachte ihn in's Bette. Es geschah mit den schmerzlichsten Gefühlen, denn das ärmliche harte Lager und die dürftige Möblirung des Schlafgemaches erinnerten sie unwillkührlich an den Reichthum und den Ueberfluß, in dem sie sich sonst befunden.

„Armes Kind", flüsterte sie, „deine Amme hat es dir nicht vorgesungen, daß solch ein Mangel dein Theil sein würde. Sie bettete dich in Seide und schmückte dein Bettchen mit den theuersten Blumen, welche beim Gärtner aufzufinden waren; heute liegst du auf hartem Pfühl und die Sorge der Eltern läßt nicht an Schmuck denken."

Das Kind mußte einen lieblichen Traum haben, denn es lächelte im Schlafe, streckte die Aermchen nach der Mutter aus, umhalste sie und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Da zitterte das warme Gefühl der Mutterliebe durch ihr Herz und sie empfand in diesem Augenblicke zum erstenmal in ganzer Tiefe, daß das Kind ihr angehöre. Da hörten die Thränen auf zu fließen und eine leise Stimme sagte ihr: „Wenn du auch all deinen Reichthum verloren, so bist du doch glücklicher, als in den Tagen des Glanzes. Damals vertrautest du dein theuerstes Gut fremden Händen. Während Beppo der Amme überlassen war, mußtest du im Salon dem faden Geschwätz und den Schmeicheleien von unaufrichtigen Menschen horchen. Die Kinder blieben dir fremd und du wußtest den reichen Schatz der Mutterliebe nicht zu würdigen, weil du für dein eigenes Fleisch und Blut nichts thatest."

Je länger sie darüber nachsann, desto klarer wurde

es ihr, daß das Unglück mit Pollidor nicht eingetreten sein würde, wenn sie sich mehr um seine Erziehung bekümmert hätte. Und nun nahm sie sich fest vor, mit all ihren Kräften über Beppo zu wachen und es an nichts fehlen zu lassen, um den guten Keim, der in ihm lag, zu pflegen. Auch wenn ihr das Glück günstig wäre, wenn sie wieder in bessere Vermögensumstände käme, sollte keine fremde Hand sich zwischen sie und das Kind drängen. Sobald dieser schöne Entschluß Wurzel in ihrem Herzen gefaßt hatte, keimte ein anderer in demselben auf. Ihr Gatte war seit dem letzten Schlage kleinmüthig geworden und diese Kleinmüthigkeit machte ihn sehr häufig hart und ungerecht gegen sie. Seinen Groll gegen die Welt und die ungünstigen Verhältnisse ließ er oft in brutaler Weise an ihr aus. Schon mehrmals war es zu schroffen Worten zwischen ihnen gekommen, weil sie auf seine Vorwürfe nicht schweigen konnte, sondern heftig antwortete.

„Das darf nicht länger geschehen“, flüsterte sie; „ich will ihm durch Liebe und Nachgiebigkeit den Stachel nehmen, der seine Brust verwundet. Nur auf diese Weise kann er allmählig geheilt und bewogen werden, sich aus dem kleinen Verhältnisse wieder empor zu arbeiten!“

Ein tiefinniges Gebet am Kopfkissen ihres Kindes beschloß den guten Vorsatz.

In den ersten Wochen verspürte sie nur wenig Wirkung von ihrem Auftreten. Blumenthal blieb mürrisch und in sich gekehrt. Den ganzen Tag saß er da und stierte auf den Boden. Weder das liebevolle Wesen Hedwig's noch die kindlichen Einfälle Beppo's

konnten ihn seinem Trübsinne entreißen. Ein schiefer Tritt, ein lautes Wort, ein Papierschnitzel, der im Wege lag, brachte ihn auf, und es war gerade, als sei ihm der geringfügigste Grund Anlaß genug, um seiner Galle einen erwünschten Abfluß zu gestatten. Als er aber sah, daß Hedwig immer gleich liebevoll blieb, schämte er sich seines Betragens und hielt seine Zunge schärfer im Zügel. Heiter wurde er allerdings nicht, sondern er blieb vor wie nach ernst und verschlossen, doch nahm er zuweilen Beppo auf den Schooß, nannte ihn sein armes Kind und streichelte ihm die Locken.

Hedwig sah es mit Freuden und wartete geduldig auf den Zeitpunkt, wo sich der Umschwung in seinem Gemüthe vollzogen hätte. Es ging nur langsam von Statten, so langsam, daß die arme Frau fast verzweifelte.

Eines Tages, als sie beim kärglichen Mahle saßen, seufzte er tief auf und sprach: „Hedwig, sollte es denn keine Möglichkeit geben, aus diesem Elende herauszukommen? Dein kleines Vermögen schwindet alle Tage mehr und wer weiß, wie nahe der Zeitpunkt ist, wo es nicht mehr hinreicht, unsere einfachsten Bedürfnisse zu befriedigen."

„O, es reicht schon noch für einige Jahre", antwortete Hedwig. „Heute habe ich mir aber auch eine neue Einnahme-Quelle eröffnet?"

Blumenthal schaute verwundert auf. „Was für eine Einnahme-Quelle?" fragte er.

„Ich habe Stickarbeiten für Will & Comp. übernommen", gab Hedwig erröthend zur Antwort. „Es

bleibt mir bei meinen Hausarbeiten viel freie Zeit übrig, die ich besser verwenden kann."

Ihr Gatte schwieg; einen Augenblick wollte sich sein Stolz empören, aber er kämpfte das Gefühl nieder und sagte sich: „Hedwig ist hundertmal besser, als du, du darfst dich nicht von ihr übertreffen lassen!"

Nach dem Essen nahm er Stock und Hut und begab sich in die Stadt. Er hatte den Entschluß gefaßt, in irgend einem Comptoir Arbeit zu suchen. An dem reichen Portale eines seiner frühern Freunde blieb er stehen. Der Mann beschäftigte eine Menge von Schreibern und suchte gerade jetzt einen zuverlässigen Buchhalter; auch war er ihm verpflichtet, denn er hatte ihm in Zeiten einer Geschäftskrisis auf die uneigennützigste Weise aus der Noth geholfen und ihn Jahrelang in seinen engsten Familienkreis gezogen.

Wieder wollte sich sein Stolz sträuben, als er durch den breiten Flur auf die Geschäftsräume zuschritt, aber er überwand sich und trat ein. Mit den Lokalitäten vertraut, ging er durch eine Reihe von Zimmern bis zu dem kleinen Stübchen, in welchem die vielfachen Geschäfte des Hauses zusammenliefen.

Reymann saß an einem mit Papieren beladenen Tische und schaute bei seinem Eintritte kaum auf. Als er den ehemaligen Freund bemerkte, ging ein unzufriedener Zug durch sein Gesicht und er machte eine Bewegung, als ob er nach der Tasche fahren und ihm etwas geben wolle. Zögernd stand er auf und fragte in einem wenig Vertrauen einflößenden Tone: „Was verschafft mir das Vergnügen?"

„Du weißt, wie es mir ergangen ist", antwortete

Blumenthal. „Mein Vermögen ist hin; ich bin arm geworden und wohne jetzt in einer Hütte, die ich früher meinem Stallknecht nicht angeboten hätte. Meine brave Frau hat ein kleines Sümmchen geerbt; davon müssen wir leben, aber wir zehren es nach und nach auf und werden am Ende Bettler. Sie thut zwar alles Mögliche und stickt sogar für andere Leute, aber auf die Dauer wird das Alles nicht reichen; ich bin deßhalb genöthigt, einen Erwerb zu suchen und komme zu dir wegen der Buchhalterstelle. Du weißt, daß du sie mir anvertrauen kannst."

Reymann war augenscheinlich mit der Antwort in einiger Verlegenheit, aber er überwand sie bald und antwortete: „Es ist gegen mein Prinzip, in meinen Geschäften einen Bekannten anzustellen. Zu seinen Untergebenen muß man ohne Rückhalt sprechen können; auch taugst du nicht für ein solches Amt. Wer so lange selbstständig gewesen ist, fügt sich nur schwer in fremden Befehl. Es geht also nicht, wie du siehst!"

Blumenthal wurde blaß und zornig, aber er demüthigte sich so sehr, daß er noch einmal bat. Reymann blieb fest und erlaubte sich sogar zu sagen: „Du bist selbst schuld an deinem Unglücke, denn du hast immer die Leidenschaft gehabt, ein großes Haus zu machen, und in deinen Speculationen hast du die nothwendige Vorsicht außer Acht gelassen."

Blumenthal brauste bei diesem Vorwurfe auf. „Wirklich, Reymann", antwortete er in ironischem Tone, „dir kommt es zu, von dem großen Hause zu sprechen, wo du dir es stets hast wohlschmecken lassen, oft genug auch ungeladen. Erinnere dich übrigens ein=

mal an die Zeit, wo du, vom Unglücke heimgesucht, bei mir Unterstützung fandest. Als ich dir Tausende gegen eine bloße Verschreibung in die Hand legte und dabei den Verlust des Geliehenen wagen mußte, kam ich dir da auch mit solchen schäbigen Flausen heran? Behalte in Gottes Namen deinen Buchhalterposten! Gott befohlen! Mögest du niemals nothwendig haben, bei denen, die dir Dank schuldig sind, Hülfe zu suchen!"

Er eilte hinaus, als ob die Dielen unter seinen Füßen brännten; auf der Straße aber kam erst der rechte Zorn über ihn, und nun ärgerte er sich, daß er dem undankbaren Menschen nicht schärfer die Wahrheit gesagt hatte. Noch an demselben Morgen versuchte er es bei drei, vier von seinen ehemaligen Geschäftsfreunden, aber überall wurde er unter den nichtigsten Vorwänden abgewiesen. Der Kopf summte ihm, seine Pulse schlugen heftig und die erlittenen Demüthigungen trieben ihm das Blut in's Gesicht. An einer Straßenecke blieb er stehen, hin und her überlegend, ob er die ferneren Bewerbungen aufgeben solle. Ach, er hätte es so gerne gethan, aber er durfte es ja nicht. Seine Frau mühte sich den ganzen Tag in der Haushaltung und that alle Arbeit allein; jetzt hatte sie noch gar Stickereien übernommen. Wie durfte er, der doch eigentlich die Nahrung für Frau und Kind schaffen sollte, da müßig sein? Nein, das wollte er um keinen Preis.

„Fort mit dem einfältigen Stolze und den thörichten Bedenken!" sprach er zu sich selber. „Ich will mir ein Beispiel an Hedwig nehmen und mich ganz demüthigen!"

Mit diesem Entschlusse ging er weiter und begegnete einem kleinen Kaufmann, mit dem er früher wohl hin und wieder ein Geschäft gemacht hatte. Der Mann blieb bei ihm stehen und erzählte mit leuchtenden Augen, daß er sich durch Fleiß und Mühe so weit emporgeschwungen habe, um sein Geschäft bedeutend zu vergrößern, nur fehle es ihm noch an einem tüchtigen Mann, der die Leitung desselben übernehme, wenn er auf Reisen sei.

Blumenthal ergriff seine Hand, schaute ihm innig in die Augen und sprach: „Sie wissen, wie hoch ich stand und wie tief ich gefallen bin, erstaunen Sie deßhalb nicht, wenn ich mich um den Posten bewerbe; ich werde ihn sicher gut ausfüllen.“

„Daran zweifle ich nicht“, antwortete der Mann, „aber ich fürchte, daß die Beschäftigung für Sie doch allzuniedrig ist. Sie würden am Ende in derselben nicht zufrieden sein.“

Blumenthal lächelte und gab zur Antwort: „Werther Herr, wenn Sie wüßten, wie schlecht es mir nach meinem letzten Sturze gegangen, so würden Sie begreifen, daß ich gerne noch Geringeres annähme, um zur Erziehung meiner Familie beizutragen.“

Der Kaufmann drückte ihm tief gerührt die Hand und entgegnete: „Wenn es so steht, Herr Commerzienrath, so kommen Sie. Ich glaube viel von Ihnen lernen zu können, denn Sie haben eine lange Erfahrung für sich.“

Blumenthal war überglücklich; dem braven Manne die Hand schüttelnd konnte er nicht verhindern, daß eine Freudenthräne in sein Auge trat. „Ich schäme mich

ihrer nicht", sprach er, indem er sie mit dem Taschentuche wegwischte. „Ich werde ja nun die verderbliche Unthätigkeit von mir abschütteln und Geld verdienen. Entschuldigen Sie mich jetzt. Morgen früh bin ich in Ihrem Bureau; jetzt aber muß ich eilen, um meiner Frau die freudige Nachricht zu bringen."

Rasch stürzte er hinweg und eilte mit langen Schritten dem Gartenhäuschen zu. Hedwig saß am Stickrähmchen, Beppo kniete an ihrem Schooße und reichte ihr die Fäden, die sie verlangte. Als er dieses Bild des Friedens und der Arbeit sah, war auch der letzte Rest seiner Unzufriedenheit wie weggeblasen. „Hedwig", rief er, „welch ein glücklicher Tag! Unsere Sorge wird sich vermindern; ich habe eine Stelle als Geschäftsführer erhalten!"

Hedwig sprang auf, eilte ihm entgegen und schlang ihre Arme um ihn. „Unsere Geduld", flüsterte sie, „und unser Gottvertrauen haben den Sieg davongetragen. Nun werden wir auch wieder ganz glücklich werden und unsern frühern Reichthum nicht mehr entbehren."

Der kleine Beppo sah mit großem Vergnügen, wie Papa so außerordentlich gut mit Mama war. Er klatschte vor Freude in die Hände und hing sich bald dem Einen, bald dem Andern an die Kleider. Als gar der Papa ihn auf die Arme nahm und ihn, was er lange nicht gethan hatte, herzte und küßte, da kannte seine Freude gar keine Grenzen mehr.

Am folgenden Morgen stand das Frühstück sehr zeitig auf dem Tische. Es war nicht besser, wie an andern Tagen, aber es schmeckte, als wenn es aus dem

ersten Hotel geholt wäre. „Das thut das zufriedene Gemüth“, sagte Blumenthal, „ich hoffe, es wird uns künftig niemals schlechter munden!“

Als er das Häuschen verließ, nahm er unwillkürlich wieder den strammen Gang von früher an; er hatte ja eine lohnende Thätigkeit gefunden und brauchte nicht wie ein Lump und Tagedieb herum zu lungern und zu verschimmeln. Jetzt galt er wieder etwas, und wenn er auch nicht im eigenen Interesse arbeitete, so füllte er doch einen ehrenwerthen Platz aus.

Auf dem Wege zum Comptoir malte er sich die Zukunft so rosig aus, daß er über seine eigene Phantasie lachen mußte. „Wir sind jetzt an ein bescheidenes Leben gewöhnt“, dachte er; „wir brauchen nicht Alles, was wir verdienen, sondern können jeden Monat einige Thaler aufspeichern. In fünf, sechs Jahren wird es mit Hedwigs kleinem Kapitälchen zur Begründung eines neuen Geschäftchens hinreichen. Wir bleiben sparsam und fleißig, das Geschäftchen wird nach und nach zum Geschäft, wir nehmen wieder eine achtunggebietende Stellung ein und diese niedrigen Menschen, welche jetzt den Kopf abwenden, wenn sie uns begegnen, scharwenzeln und schmeicheln um uns herum, als ob sie nicht unser Geld, sondern uns selbst anbeteten; aber wart — —“

Hier unterbrach er sich, denn er fühlte, daß er beim ersten Sonnenstrahl des Glücks wieder auf dem besten Wege zur Eitelkeit und Selbstüberhebung war. Das Haus war erreicht; sein Prinzipal empfing ihn mit der biedern Freundlichkeit, die ihm eigen war und begann sogleich damit, ihm eine Uebersicht über das Ge-

schäft zu geben. Mit einem Blicke hatte er alles überschaut, und die treffenden Bemerkungen, welche er machte, zeigten seinem neuen Herrn, daß er einen durchaus tüchtigen Mann gefunden.

In der Stadt konnten die Klatschschwestern sich allerdings nicht enthalten, ihre malitiösen Bemerkungen über den Commerzienrath und seine lächerliche Abhängigkeit von einem geringen Kaufmanne zu machen. Es kam ihm oft genug zu Ohren; aber er kehrte sich nicht daran und dachte: „Ihr hättet mir doch nicht geholfen, und wenn ich verhungert wäre."

Der Prinzipal durfte sich in der That Glück wünschen, denn Blumenthal entwickelte seine früher gewohnte Thätigkeit mit einer Energie ohne Vergleich. Das wirkte auf die Comptoristen und die Arbeiter. Sie sahen ein, daß sich dem verlachten Commerzienrathe keine blauen Dünste vormachen ließen, und da er mit den Pflichttreuen artig und liebevoll umging, so wetteiferten sie bald miteinander, um seine Zufriedenheit zu erlangen. Der Prinzipal konnte monatelang auf Reisen gehen und doch wurde alles so gut besorgt, als wenn er selbst dabei war.

Am Ende des ersten Monates, als Blumenthal Abends von der Arbeit kam, hatte Hedwig sein Leibgericht gekocht und dabei einen größern Kochluxus entwickelt, als es bisher der Fall gewesen war. Er drohte ihr lächelnd mit dem Finger und sprach: „Nur nicht üppig werden!"

Nach dem Essen kam sie mit dem Haushaltungsbuche. „Nun wollen wir rechnen", sagte sie, „um zu sehen, was wir vor uns gebracht haben."

Sie hatte jeden Groschen und Pfennig gebucht. Kein Döschen Schwefelhölzchen, kein Strähnchen Garn war vergessen. Wo sie glaubte, möglicher Weise noch eine Ersparniß machen zu können, da hatte sie einen rothen Strich beigesetzt und fügte nun mündlich ihre Erklärung hinzu. „Richtig gebucht!“ sagte er; „es müssen also zwanzig Thaler Ueberschuß sein. Zwanzig Thaler, wie ist das möglich? Ich verdiene doch nur fünfzig!“

„Nun, meine Stickereien haben ja auch etwas eingebracht. Da sind die zwanzig Thaler!“

Der arme Commerzienroth ließ das Geld wohl ein paar Dutzendmal durch die Finger gleiten, machte ein sehr erfreutes Gesicht und hatte an der kleinen Summe mehr Freude, als wenn er in den Jahren seines Glanzes viele Tausende mit einem Schlage gewann. „Zwanzig Thaler!“ wiederholte er lächelnd. „Wenn das so fort geht, so haben wir in einem Jahre zweihundertvierzig und in fünf Jahren tausendachtzig. Mancher hat mit weniger Geld ein Geschäft begründet und ist ein steinreicher Mann geworden. Warum sollte es uns nicht gelingen?“ „Alles wird schon gut gehen“, antwortete Hedwig, „nur dürfen wir die Sparsamkeit und Bescheidenheit nicht aus den Augen verlieren.“

Wer die Leute in ihrer stillen Häuslichkeit beobachtete, mußte gestehen, daß kein Graf glücklicher sein konnte, wie sie jetzt waren. Was war dagegen der Reichthum, den sie früher entwickelt hatten, ohne sich daran zu freuen? Nichts.

Was ihnen aber am meisten Vergnügen machte, das war Beppo, der sich unter der sorgsamen Pflege seiner

Mutter geistig und körperlich über alle Erwartung gut entwickelte. Hedwig hatte Gott gelobt, ihn gut zu erziehen und sie hielt Wort. Erst im Unglücke hatte sie einsehen gelernt, daß die besten Lehren und Ermahnungen nichts helfen, wenn das gute Beispiel die Lehren nicht unterstützt. Sie fand leicht, daß ihr dasselbe zuweilen abging, und als sie sorgfältig über sich selbst nachforschte, da wurde sie zu ihrem Schrecken gewahr, daß sie nach allen Richtungen hin große Mängel hatte, die sie abstreifen mußte. In ihrem Reichthume hatte sie sich für eine tadellose Frau und eine gute Mutter gehalten, in der Noth und Armuth kam sie zur Erkenntniß des Gegentheils. Glücklicher Weise war sie eine von den wenigen Frauen, die eine große Willensstärke besitzen und nicht ablassen, bis sie das vorgesteckte Ziel erreicht haben. Freilich fiel es ihr schwer, unsäglich schwer; in vorgerückten Jahren ist es ja eine Riesenarbeit, eingewurzelte Gewohnheiten abzulegen und gleichsam den ganzen Character zu ändern. Sie brachte es aber doch fertig und sah den guten Erfolg. Beppo ahmte seinem Vorbilde getreulich nach; es war so zu sagen, eine Nothwendigkeit für ihn, das zu thun, weil seine Mutter so lieb und freundlich war, daß es ihm gar nicht einfiel, es könne auch anders sein. Den Vater sah er nur des Abends und auch dann nicht lange, weil ihm zeitig von dem vielen Laufen und Springen die Augen zufielen, ehe das Abendessen beendigt war. So war Hedwig eigentlich die einzige Person, nach der er sich bilden konnte. Sein Gedeihen erfüllte sie mit unendlicher Freude, aber es enthielt auf der andern Seite auch einen Vorwurf für sie. Hätte sie in frühern

Zeiten den Eitelkeiten der Welt entsagt und sich mit der hohen Aufgabe der Erziehung beschäftigt, so wäre der empfindliche Schmerz nicht über sie gekommen, den ihnen Pollidor verursacht hatte.

Niemals ging sie zu Bette, ohne Gott wegen dieser Unterlassungsfünde um Verzeihung gebeten zu haben. Auch für den mißrathenen Sohn schickte sie ihre Gebete zum Himmel und flehte den himmlischen Vater täglich an, daß er ihn in ihre Hände zurückführen möge. Vor Blumenthals Ohren durfte sie einen solchen Wunsch nicht äußern; so oft die Rede auf Pollidor kam, wurde er mit Wuth erfüllt und die alte Ungeberdigkeit brach wieder los. „Ich will nichts von ihm hören“, pflegte er zu sagen. „Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an!“

Einmal hatte Hedwig ihm vorgestellt, daß es ihre Pflicht sei, zu verzeihen, weil sie ja den Grund zu den bösen Elementen gelegt hätten und daß der Sohn ja am Ende eben so sehr sie anklagen könne. Was sie auch sagen mochte, es half nicht; ihre Vorstellungen führten nur dahin, daß er ein paar Tage schmollte, mißmuthig am Herdfeuer saß und kaum Antwort auf ihre freundlichen Reden gab.

Siebentes Kapitel.

Hedwig unter den Bauern.

In ruhigem Glücke sind eine Anzahl von Jahren vergangen und das Sparsystem der beiden Ehegatten hat ein noch glänzenderes Resultat geliefert, als sie im Anfange berechnet hatten. Als sie noch das kleine Vermögen Hedwigs hinzulegten, war es für ihre Verhältnisse in der That eine achtunggebietende Summe. Beppo war schon hübsch herangewachsen und zeichnete sich nicht allein durch sein gutes Betragen, sondern auch durch seine Leistungen in der Schule aus.

„Aus dem Jungen kann etwas werden", sagte Blumenthal; „aber mit den paar Thalern, die wir ihm hinterlassen können, wird er nicht weit springen. Wir haben unser Auskommen, und wenn wir gesund bleiben, vermehrt sich unser Kapitälchen noch; ich würde deßhalb in meiner Stellung verbleiben, wenn das Kind nicht wäre."

Auf diese Rede kam er alle Tage zurück und schließlich drückte er den festen Vorsatz aus, wieder ein selbständiges Geschäft zu beginnen. Hedwig hörte nicht ungern von dem Plane, denn dem Lieblinge ihres Herzens wünschte sie Fülle und Ueberfluß; aber sie warnte vor jedem Geschäfte, welches große Summen erforderte und Schwankungen unterworfen war. So oft sie darauf zu sprechen kamen, deutete sie auf einen Victualienladen hin.

„Aber, liebe Hedwig", pflegte ihr Mann zu sagen,

„du willst doch keine Käsekrämerin werden! Bedenke, daß du für jeden ungewaschenen Buben bereit stehen müßtest, ein Loth Kaffee zu wiegen oder einen Hering aus der Brühe zu holen."

„Was soll's", antwortete sie; „diese Dinge werden alle Tage gebraucht; wir können mit unserm Sümmchen vortheilhafte Einkäufe machen und es mehreremale im Jahre umschlagen. Die Unbequemlichkeit achte ich gering, und aus den Bemerkungen der Leute mache ich mir gar nichts. Außer uns selbst thut Niemand etwas für uns, und was wir aus uns machen, das sind wir. Also nur frisch an's Werk und wir werden die guten Erfolge bald verspüren."

Blumenthal, dem die großen Gedanken immer wieder kamen, wenn die Verhältnisse sich besserten, richtete seine Blicke auf das Centrum der Stadt und wollte dort ein elegantes Haus miethen. Hedwig aber war auch in diesem Punkte anderer Ansicht. „Lassen wir uns bescheiden in der Vorstadt nieder", sagte sie; „dort wohnen all die kleinen Leute, welche aus der Hand in den Mund leben. Sie müssen jetzt jedesmal weit gehen, wenn sie eine Kleinigkeit kaufen wollen. Bringen wir es ihnen näher und liefern gute Waare, so kommen sie zu uns und wir säckeln ihre Pfennige ein." Sie erlangte endlich die Oberhand und miethete in der Vorstadt ein kleines Haus, welches sich durch seine Lage und innere Einrichtung vortrefflich zu einem Gewürzladen eignete. Blumenthal selbst mußte diese Eigenschaften anerkennen und fand auch den Preis nicht zu hoch, nur das Geschäft selbst widerte ihn an. Er raffte sich indessen durch das gute Beispiel seiner Frau be-

schämt, doch auf und machte den Vorsatz, sich mit Gewalt zu bezwingen und die Abneigung zu besiegen. Die Uebersiedelung aus dem Gartenhäuschen fand ungesäumt statt und noch an demselben Tage begann die innere Einrichtung.

Die Bewohner der Vorstadt thaten sich nicht wenig zu gut darauf, daß sie einen Laden bekamen und noch mehr, daß der Besitzer desselben der ehemals so reiche Commerzienrath Blumenthal war. Schon der Neugierde wegen kamen sie zu ihm. Hedwig, nach ihren jetzigen Vermögensumständen, einfach aber reinlich und anständig gekleidet, war den ganzen Tag im Laden, während Blumenthal denselben nur betrat, wenn seine Frau die Hausarbeit zu besorgen hatte. Lieber verrichtete er die schwersten Dienste auf dem Lager und hob und schob, daß es ihm im Rücken krachte. Wenn so ein echter Bummler eintrat, den er aus dem tiefsten Grunde seiner Seele verachtete und doch freundlich thun und ihm gar einschenken mußte, dann verwünschte er den ganzen Kram, und es kamen Stunden, in denen er wieder so ungerecht gegen seine Frau wurde, wie er früher gewesen.

„Er kann den Commerzienrath noch immer nicht vergessen", flüsterten sich die Kunden wohl zu, wenn sich seine Unbehaglichkeit auf dem Gesichte ausprägte; „da muß man doch die Frau loben, sie ist mit Jedem freundlich und macht zwischen einem Schusterjungen und einer reichen Metzgerfrau keinen Unterschied."

Wenn Beppo aus der Schule kam, band er sogleich eine lange Schürze um und ging der Mutter zur Hand. Hundert kleine Dienste verrichtete er mit einem solchen Geschick, daß selbst Blumenthal gestehen mußte, der

Junge eigne sich vortrefflich zum Kaufmann, und wenn er so fortfahre, könne er es zu etwas bringen.

Das Geschäftchen nährte nicht allein die Familie, wie Hedwig richtig vorausgesetzt hatte, sondern es warf auch noch einen hübschen Gewinn ab, der jeden Monat auf der Sparkasse der Stadt niedergelegt wurde. Das erfreute den Commerzienrath so sehr, daß er endlich seine Scheu vor dem Kleinkramm ganz ablegte und sich so munter in demselben bewegte, wie seine Frau. Hin und wieder machte er schon größere Bestellungen, und sein Speculationsgeist kam wieder recht in die Blüthe. Weit entfernte Geschäftsfreunde, mit denen er früher in der innigsten Beziehung gestanden, wurden wieder in den Kreis seiner Correspondenz gezogen und er begann wieder, sich auf dem Gebiete des Handels einen Ueberblick zu verschaffen. Sein Augenmerk richtete sich besonders auf Cephalonien, denn alle Zeitungsberichte, welche er bis jetzt gelesen hatte, deuteten darauf hin, daß die Korinthen-Erndte schlecht ausfallen würde. Er schrieb also an einen dortigen Kaufmann um genaue Auskunft und da dieser ihm dieselbe Antwort gab, so beschloß er, all sein baares Geld in diesem Artikel anzulegen.

Hedwig, über einen so kühnen Plan sehr beängstigt, warnte ihn und rieth ihm ab. „Wer kann alle Conjuncturen voraus berechnen?“ sagte sie. „Heute sehen sich die Verhältnisse gut an; morgen können sie sich plötzlich ändern und uns wieder zu armen Leuten machen. Wir dürfen nichts Gewagtes unternehmen.“

„Aber liebe Hedwig, es ist gar nichts Gewagtes dabei. Lies doch die Briefe und urtheile selbst. Es ist

doch ein Unrecht, einen sichern Gewinnst von der Hand zu weisen. Ich habe immer deinen Rathschlägen gefolgt, folge nun auch einmal den meinigen und bedenke, daß ich in solchen Dingen einen größern Ueberblick habe, als du."

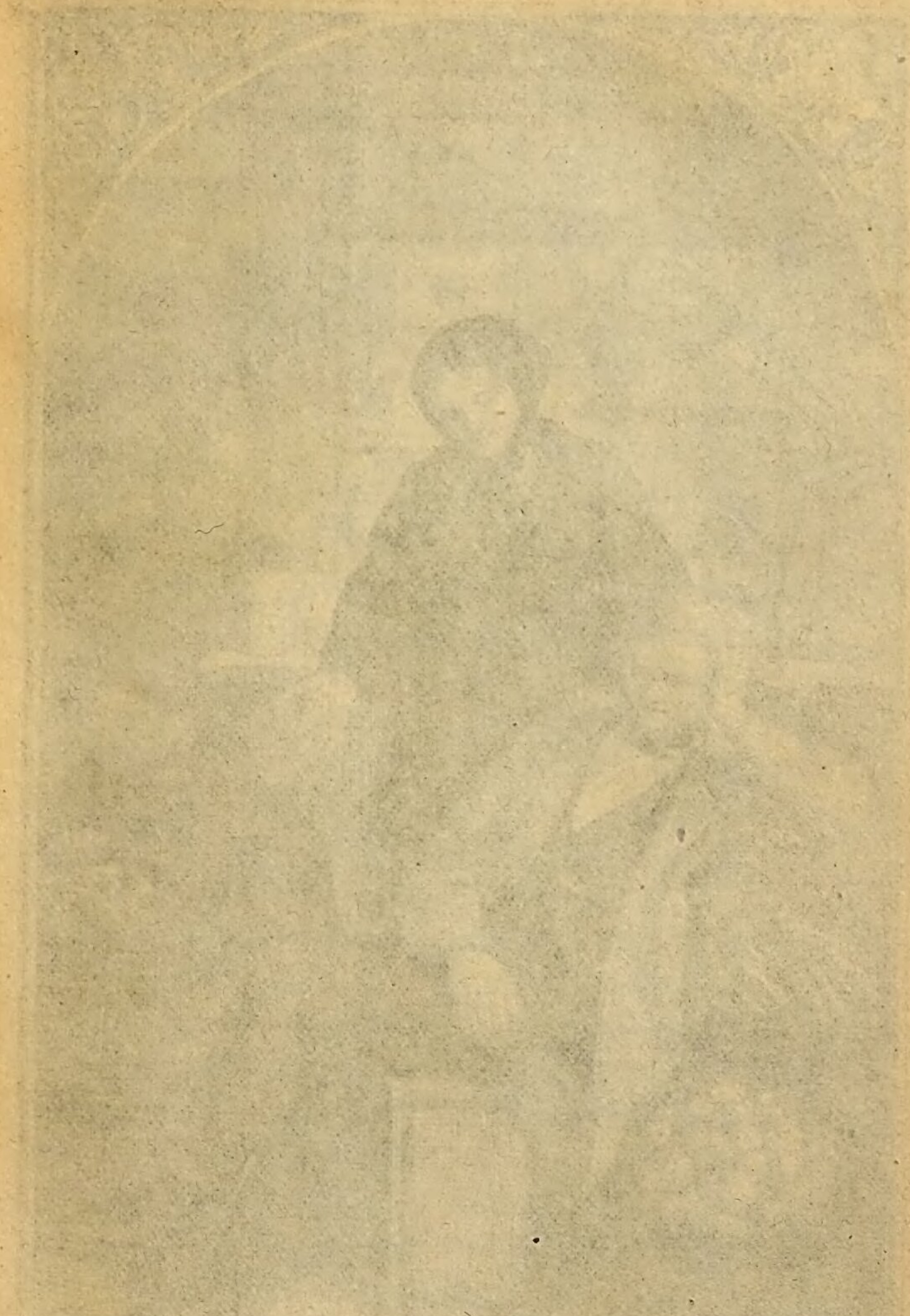
Die letztern Worte enthielten einen deutlichen Hinweis, daß sie sich nicht in Dinge mischen solle, die sie nicht kenne, aber sie verschluckte die bittere Pille und hielt an ihrem Widerstande fest. Da gab es nun wieder einmal recht saure Gesichter und unfreundliche Tage. Blumenthal setzte sich endlich über die Rathschläge hinweg und bestellte die Waare. Als er ihr nothgedrungen sagen mußte, was er gethan hatte, wurde sie sehr ungehalten und es kam zu harten Worten zwischen ihnen. Wenn sich Blumenthal in seinem Rechte glaubte, konnte er rauh und unangenehm werden. Nach seiner frühern Manier sprach er tagelang kein Wort, sondern hockte brütend in seinem Schreibstübchen. Hedwig erinnerte sich glücklicher Weise noch, was sie sich selbst gelobt hatte und gab nach. „Es ist nun einmal geschehen", sagte sie, „und wir wollen den besten Erfolg hoffen. Hier meine Hand, und nun laß uns den kleinen Zank vergessen; er bereitet uns gegenseitig Kummer und ist für das Kind wahrlich kein gutes Beispiel."

Blumenthal schüttelte das griesgrämige Gefühl von sich und wurde wieder freundlich. Es that ihm ordentlich wohl, wenn er sich vorstellte, welche Augen Hedwig machen würde, wenn sie den enormen Gewinn einstreichen könnte. Mit diesem Gedanken trug er sich so lange, bis die Fässer ankamen, welche der Keller des Hauses nicht zu fassen im Stande war; er mußte sie auf dem

Hofe lagern und ein Schutzdach darüber bauen. Die große Sendung machte in der Vorstadt Aufsehen, denn es sah gerade so aus, als besäßen sie einen Großhandel.

Blumenthal schrieb nun gleich an alle kleinen Geschäftsleute, offerirte seine Waaren und schickte Proben herum. Nach seiner Berechnung mußte er, selbst bei einem mäßigen Preise einen ganz enormen Gewinn machen. Die Preise gingen um diese Zeit merklich in die Höhe und es fehlte nicht an Käufern, aber der Handel bekam im Handumdrehen eine andere Gestalt. Die Grossisten der Stadt waren nicht weniger thätig gewesen als er; alle hatten viel größere Vorräthe kommen lassen, wie in gewöhnlichen Jahren; in Folge dessen war der Markt vollständig mit Korinthen überschwemmt und da auch von andern Städten eine Menge Angebote kamen, so mußten sie sich entschließen, zeitig loszuschlagen. Nachdem der erste Anlauf vorüber war, kamen keine Käufer mehr. Blumenthal entschloß sich zum Aeußersten, steckte Proben zu sich und suchte die Kunden selbst auf. Ueberall fand er die Leute schon versorgt, der Absatz reducirte sich fast auf Null.

Mißmuthig kehrte er in seine Wohnung zurück, schrieb Briefe nach Auswärts und machte alle möglichen Anstrengungen, um seine Waare los zu werden. Vergebens! Er behielt sie, und um das Unglück voll zu machen, stellte sich heraus, daß die Nachrichten über die schlechte Erndte sehr übertrieben gewesen. Die überseeischen Kaufleute hatten die Berichte in die Welt gestreut, um schnell ein großes Geschäft zu machen. Da konnte also ein rasches Fallen der Preise nicht ausbleiben. In einem Monate verlor Blumenthal sein



S. 113



Carl Clasen gez.

Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, Glückswechsel.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

ganzes Kapital und nannte nichts mehr sein, als was er an Waarenvorräthen im Laden hatte.

Das hatte er nicht erwartet und nicht erwarten können; der Schlag traf ihn so plötzlich und unvorbereitet, daß er fast von Sinnen kam. Hedwig ließ ihn seine Uebereilung zwar nicht fühlen, sondern war im Gegentheile mehr als jemals die liebende Gattin, aber ihr trauriges Gesicht war ein immerwährender Vorwurf für ihn, und er ging ihr deßhalb aus dem Wege, wo er konnte.

Kam er einmal in den Laden, so warf er sich auf eine Kiste, stützte den Kopf und schaute traurig auf den Boden. Nur selten kam ein Wort über seine Lippen. In der kurzen Zeit war er sehr gealtert und abgemagert und in seinen Augen glühte ein dunkles verzehrendes Feuer. Je unthätiger er war, desto fleißiger griff Hedwig zu. „Nur nicht den Muth verloren, es geht Alles wieder gut!“ sagte sie. „Was wir verloren haben, läßt sich auch wieder gewinnen. Sieh nur, wie Beppo sich anläßt. Es wird nicht lange dauern, so ist er uns eine bleibende Stütze!“

„Ach, ach,“ seufzte Blumenthal; „ich bin zum Unglück geboren! Alles, was ich unternehme, schlägt uns zum Verderben aus. Es wäre besser für dich und das Kind, wenn ich aus der Welt wäre. Ich glaube auch, daß es nicht lange mehr dauert; dieser letzte Schlag hat mein Leben angegriffen.“

Hedwig suchte ihm die trüben Gedanken aus dem Kopfe zu scheuchen, aber sie wurde mit Schrecken inne, daß seine Gesundheit wirklich stark angegriffen war. Von einem Arzte wollte er nichts wissen und als er

dennoch kam, verbat er sich seine Wiederkehr. Noch waren keine sechs Wochen in's Land gegangen, da war er eine Leiche und Hedwig stand mit dem unmündigen Kinde weinend an seinem Sterbelager.

Bis dahin hatte ihr Muth sie aufrecht erhalten; jetzt aber verlor sie denselben und fing selbst an zu glauben, daß sie nur für das Unglück bestimmt seien. Das Geschäft gerieth in Folge dessen in Verfall und nachdem sich dasselbe noch ein Jährchen hingeschleppt hatte, kamen die wenigen Waaren für Schulden unter den Hammer.

Schluchzend wanderte sie mit Beppo aus der Stadt. Wohin sie sich wenden sollte, das wußte sie selbst noch nicht. Geld war nicht mehr vorhanden; sie mußte sich und ihr Kind also durch der Hände Arbeit ernähren.

Am Nachmittage kam sie müde und erschöpft in einem Dörfchen an. Seine freundliche, friedliche Lage gefiel ihr und sie glaubte, daß sie dort wohl durchkommen werde, wenn sie für die Bauern stricke, nähe und flicke. Etwas abseiten von den übrigen Häusern des Dorfes lag ein unbewohntes Hüttchen. Sie erkundigte sich nach dem Eigenthümer und dem Preise und nahm noch an demselben Tage Besitz von der ärmlichen Wohnung. Da sie als Städterin immer noch besser gekleidet war, wie die Bauernweiber, so erregte sie die Aufmerksamkeit derselben und hatte bald nachbarlichen Besuch.

Als die Frauen hörten, daß sie für Geld nähen wolle, waren sie sehr zufrieden und eine derselben nahm sie gleich mit in ihre Wohnung. Welch ein furchtbarer Abstand gegen früher! Jetzt mußte sie von Haus zu Haus wandern, mit der gröbsten Nahrung vorlieb

nehmen und mit den ungebildetsten Menschen umgehen. Für ihre unglückliche Lage hatte Niemand ein Verständniß; von Mitleid konnte also keine Rede sein. Hedwig beanspruchte es auch nicht und vermied es sorgfältig, jemals auf eine bessere Vergangenheit zu deuten. Eines aber verursachte ihr bittern Schmerz, nämlich daß Beppo's Ausbildung gänzlich stockte. In der Schule des Dorfes konnte er nichts mehr lernen und in der Stadt konnte sie ihn nicht unterbringen, weil sie kein Geld hatte. Sie ließ sich zwar die Demüthigung nicht verdrießen, bei einigen ihrer frühern Freundinnen vorzusprechen und sie um Aufnahme des Knaben zu ersuchen, aber da lief sie schön an. Die Glimpflichsten wiesen sie unter allerlei Vorwänden höflich zurück, andere machten weniger Umstände; die gnädige Frau von Wetter aber, die mit ihrer spitzen Zunge alles begeifern mußte, sagte: „Ach was, Knaben aufnehmen! Arme Leute müssen sich nach der Decke strecken und keine großen Flausen im Kopfe haben. Was blüht dem Jungen denn anders als Arbeiten! Hinter dem Pfluge kann er auch gehen, wenn er kein Latein gelernt hat."

Traurig kehrte Hedwig auf ihr Dörfchen zurück; sie hatte nicht den Muth, sich noch mehr abschlägige Antworten zu holen. Das aber hatte sie doch gelernt, daß sie den Bogen noch tiefer spannen mußte. Sie begann damit, die städtischen Kleider von ihr und ihrem Sohne nach dem ländlichen Schnitte umzuändern und sich gleichsam zur Bäuerin zu stempeln. Beppo gab sich mit Allem zufrieden; wie jung er auch noch war, so sagte ihm sein klarer Verstand doch, daß seiner Mutter nichts anderes übrig blieb. Nichtsdestoweniger

erfüllte ihn die Nothwendigkeit, auf dem Dörfchen zu verkümmern, mit unsäglichem Schmerze und er dachte alle Tage darüber nach, ob es denn gar kein Mittel gäbe, sich aus dem niedrigen Zustande zu erheben. Er fand keines; desto mehr aber leuchtete ihm die Pflicht ein, seiner Mutter sobald als möglich nützlich zu werden. Obschon sie niemals klagte, sondern mit der größten Hingebung ihr klägliches Brod bei den Bauern erwarb, so sah er ihr doch an, daß sie sich alle Tage von Neuem überwinden mußte und daß sie zuweilen mit schmerzlicher Wehmuth an die bessern Tage der Vergangenheit zurückdachte.

Eines Tages, als er traurig und niedergeschlagen an den Hecken der Dorfgärten vorüberstrich und zuweilen mit schwerem Gemüthe stehen blieb, kam er auch an den wohlgepflegten Garten des Pfarrers und schaute über die Hecke in die lachenden Blumenbeete. Der Pfarrer saß eben in der Laube und las in einem Buche. Beim Aufblicken gewahrte er den Knaben, dessen sinniges Wesen ihm schon mehreremale aufgefallen war und welches seine Theilnahme in hohem Grade erregt hatte.

„Gefallen dir die Blumen, so komm' nur herein!" rief er ihm zu, stand auf und öffnete das Pförtchen. Beppo nahm sein Käpplein ab, bot dem geistlichen Herrn unbefangen einen guten Morgen und trat ein. Der Pfarrer ging mit ihm von Beet zu Beet und antwortete freundlich auf alle Fragen des wißbegierigen Knaben. „Setz dich zu mir in die Laube", sprach er, „und erzähle mir etwas von deinem Leben."

„Seit der Vater gestorben ist, geht es uns recht

schlecht", antwortete Beppo. „Früher lebten wir in Freuden und in Ueberfluß, aber der Vater hatte Unglück in seinen Geschäften, und da sind wir aus dem großen, schönen Hause weggezogen in ein weniger schönes. Es ist immer mehr bergab gegangen und jetzt haben wir gar nichts mehr."

Während des Erzählens kamen ihm die Thränen, und vor Schluchzen konnte er nicht weiter reden.

„Ei", sagte der Pfarrer, „das Glück besteht ja nicht in schönen Kleidern und in gutem Essen und Trinken. Wenn du dich einmal daran gewöhnt hast, so wird es dir nicht halb so schlimm mehr vorkommen. Mancher ist reich gewesen und arm geworden und doch glücklich geblieben."

„Ach", antwortete Beppo; „es liegt mir wenig daran, was ich esse und trinke, darum weine ich auch nicht."

„Warum denn?"

„Daß die Mutter sich so abmühen und zu fremden Leuten gehen muß. Ich wollte ihr so gerne helfen, aber ich kann ja gar nichts für sie thun. Früher dachte ich immer: „Ich will fleißig lernen, damit ich ein tüchtiger Kaufmann werde und die Eltern unterstützen kann. Daran ist jetzt gar nicht mehr zu denken, denn hier habe ich gar keine Gelegenheit, und in die Stadt kann ich nicht gehen, weil die Mutter kein Geld hat. Wenn ich nur sonst was verdienen und ihr die Last abnehmen könnte! Ich bin schon bei mehreren Bauern gewesen und habe mich zum Viehhüten angeboten; aber keiner will mich. Sie sagen, so ein Stadtbube tauge zu nichts und könne das Vieh nicht regieren. Wenn sie es nur einmal mit mir probieren wollten, so

würden sie schon finden, daß ich das Geschäft ganz gut verrichten könnte.“

Der Pfarrer antwortete nichts, sondern schaute ihm nur nachdenklich in's Gesicht. Dann erhob er sich und forderte ihn auf, mit ihm in's Haus zu gehen. Dort führte er ihn in seine Studierstube, wo die vielen Bücher standen, rückte ihm einen Stuhl hin und ließ ihn lesen, schreiben und rechnen. „Was kannst du sonst noch?“ fragte der Pfarrer. Beppo erzählte, daß er in Quarte gesessen habe und gestiegen sein würde, wenn sie nicht hätten wegziehen müssen.

„Möchtest du denn studieren und auf die Universität gehen?“ fragte der Pfarrer.

„Ich möchte es schon; aber es geht nicht. Es würde viel zu lange dauern. Mutter muß recht bald Hülfe von mir haben. Früher dachte ich immer daran, Kaufmann zu werden; jetzt habe ich es mir aus dem Kopfe geschlagen. Wenn ich nur noch etwas lernen könnte, um nicht so ganz unwissend zu bleiben, so wollte ich schon zufrieden sein.“

„Da wüßte ich am Ende einen Plan, der mir nicht so ganz übel dünkt“, sagte der Pfarrer. „Den Garten hier bearbeite ich selbst; ich mag keinen Gärtner haben, weil mir das Pflanzen Freude macht; aber meine Zeit reicht nicht immer aus, und dann müssen die Blumen und Gemüse darunter leiden. Wie wäre es, wenn du mein Gehülfe würdest? Du kämest am Morgen, um mir die Messe zu dienen und bliebest den ganzen Tag hier. Es giebt immer etwas zu wirthschaften. Manchmal habe ich einen Boten, manchmal einen Schreiber nöthig, und das könntest du alles besorgen. Ich gebe

dir die Kost und die Kleider und überdies Unterricht in den Wissenschaften, die dir künftig als Kaufmann nöthig sind. Willst du darauf eingehen?"

Beppo war sprachlos vor Freude. Mit einem Schlage hatte er alles erreicht, was er vor der Hand wünschen konnte. „Ob ich will!" rief er. „Herr Pfarrer, wie glücklich wird die Mutter sein! Ich laufe gleich hin, um es ihr zu sagen."

Spornstreichs lief er hinweg und dem Hause zu, wo die Mutter nähte. Sie saß gerade am offenen Fenster, als er dahergerannt kam; als sie seine gerötheten Wangen und seine Aufregung bemerkte, glaubte sie, es sei irgend ein Unglück geschehen. Erschrocken sprang sie vom Stuhle auf und fragte hastig: „Mein Gott Beppo, was ist geschehen?"

„Der Pfarrer will sich meiner annehmen", antwortete Beppo athemlos. „Er giebt mir Kost, Kleider und Unterricht; dafür brauch ich ihm nur seine kleine Arbeiten zu verrichten und die Messe zu dienen. Ist das nicht ein großes Glück, Mutter?"

Der Hedwig erging es nicht viel besser, als dem Knaben; vor Erstaunen wußte auch sie kaum ein Wort hervorzubringen. „Eile wieder zurück", sprach sie endlich „und sage dem Herrn Pfarrer, daß ich ihm tausend Dank schuldig bin. Das hat ihm der liebe Gott eingegeben! O Beppo, Beppo, wie freue ich mich, daß du noch etwas lernen kannst. O, es giebt noch gute Menschen in der Welt! Wie haben wir doch oft so verzagt und muthlos sein können! Am Abend, wenn hier mein Tagewerk vollbracht ist, komme ich selbst, um dem guten Herrn zu danken."

Beppo lief, was er laufen konnte und berichtete dem Pfarrer, wie froh seine Mutter sei. Sie gingen nun zusammen in den Garten und begannen sogleich zu arbeiten. Beppo mußte das Unkraut ausraufen und die Blumen begießen; er zeigte zu beidem ein gutes Geschick und war eifrig darauf bedacht, es so zu machen, wie der Pfarrer es angab. Am Nachmittage begannen die Studien, und hier war er recht in seinem Elemente, so daß der Pfarrer dachte, mit seinen schönen Anlagen sei es eigentlich jammerschade, ihn zu körperlichen Arbeiten zu verwenden. Wenn er aber bedachte, daß auf den besten Fall noch eine lange Reihe von Jahren hingingen, bis er in einem gelehrten Fache sein Brod verdiene, so fand auch er es besser, daß er sich zu einem practischen Lebensberufe vorbereite, der ihn schnell zum Erwerbe fähig mache. Das muntere Temperament des Knaben, seine schnelle Auffassungsgabe, seine unveränderliche Freundlichkeit und Gefälligkeit, verbunden mit einer unermüdlichen Lust am Arbeiten gewannen ihm bald die Liebe und Gewogenheit des Pfarrers. Morgens stand er in aller Frühe auf, reinigte die Beete vom Unkraute, begoß die Blumen, band die Zweige an, vertilgte Raupen und machte sich überall nützlich. Dann ging er mit zur Kirche und arbeitete nachher mit dem Pfarrer gemeinschaftlich. Dieser meinte, er habe niemals einen bessern Gehülfen finden können; namentlich, weil er ihm so gute Dienste als Schreiber leistete.

Die gute Hedwig lebte wieder neu auf und fand die Sorgfalt, mit welcher sie Beppo erzogen hatte, reich belohnt. Das Wandern von Haus zu Haus kam ihr nicht mehr wie eine Demüthigung vor, sondern wie

eine Sühne für ihr früheres üppiges Leben. Nur ein Kummer drückte sie, das ungewisse Schicksal ihres ungerathenen Sohnes Pollidor. Jeden Morgen flehte sie in der Kirche zu Gott um seine Besserung und auch — um sein leibliches Wohlergehen. Wie tief er sie auch gekränkt, hintergangen und betrogen hatte, das Mutterherz konnte doch auf die Dauer nicht zürnen. Im Anfange hatte Beppo oft Fragen nach ihm gestellt; als dieser aber bemerkte, daß sie dann stets traurig wurde und Thränen vergoß, so vermied er es, von ihm zu sprechen und so war denn niemals mehr Rede von ihm. Die Mutter trug den Schmerz lieber allein, als daß sie sich aufregte und Beppo ein Bild von dem Leben des Verlornen entrollte, welches auch seine Ruhe trüben mußte.

Eines Tages, als sie zu Hause geblieben war, um für Beppo neue Hemden anzufertigen, sah sie durch das offene Fenster den Briefträger auf ihr Haus zukommen. Obschon er ihr niemals etwas brachte, so wurde sie doch jedesmal von einem heftigen Zittern befallen, so oft sie ihn sah. „Sollte er noch immer nicht schreiben?" war ihr steter Gedanke.

Heute ging er nicht an ihrem Häuschen vorüber, sondern kam direct auf das offene Fenster zu, griff in seine große Ledertasche und legte einen Brief vor sie nieder. „Das hat einmal Mühe gekostet, Sie aufzufinden", sagte er; „der Brief ist nach Ihrem frühern Wohnorte und von da nach Pontius und Pilatus gegangen, bis er endlich in meine Hände gekommen, kostet aber auch schweres Geld und kommt weit her."

Das Herz schlug der armen Frau vor Erwartung

und sie konnte sich kaum gedulden, bis der geschwätzige Briefträger sich wieder entfernte. Kaum war er fort, so riß sie das Siegel auf und begann zu lesen: „Liebe, liebe Mutter! Ich richte diesen Brief an dich, weil ich mich fürchte, an den Vater zu schreiben. Es geht mir sehr schlecht und ich gäbe viel darum, wenn ich wieder bei euch sein könnte. Wenn du wüßtest, wie schwer ich für meine vielen Fehltritte gebüßt habe, so würdest du mir sicher verzeihen und mir Geld schicken, daß ich wieder zu euch kommen könnte; aber ich weiß wohl, daß ich diese Bitte kaum aussprechen darf, weil ich euer Vertrauen auf eine so schmähliche Weise mißbraucht habe. Es hat mir gegangen, wie dem verlornen Sohne, der beim Ueberflusse im Hause seines Vaters übermüthig wurde und in der Fremde gern mit dem Futter für die Schweine vorlieb genommen hätte.

Mein Ungehorsam stürzte mich in schreckliches Unglück. Mit dem Gelde, welches ich in Italien entwendete, reiste ich nach Afrika, wohin ich immer eine große Sehnsucht gehabt hatte. Dort lernte ich einen Spanier kennen, welcher mich beredete, das Geld in einen gemeinsamen Sclavenhandel zu stecken. Ich bebte vor dem Anerbieten nicht zurück, weil ich so durch und durch verdorben und ohne Religion war, daß ich die furchtbare Sünde, welche ich zu begehen im Begriffe stand, nicht erkannte. Wir zogen weiter nach Süden, griffen die Dörfer der Neger an, verbrannten sie und führten die Einwohner als Sclaven mit uns fort. Im Lande der Bogos aber, wo wir uns Viehdiebstähle erlaubten, wurden wir angegriffen, überwältigt und selbst zu Sclaven gemacht.

Diese traurige Lage hätte mir endlich die Augen öffnen und mich bessern sollen, aber das Strafgericht des Himmels war noch nicht strenge genug gewesen. Statt euch reuig die Wahrheit zu gestehen, erfand ich ein Lügengewebe und spiegelte euch einen großen Gewinn vor, damit ich Geld erhielt, um mich loszukaufen und den Menschenhandel von Neuem zu beginnen. Das Geld kam; ich entfloh mit demselben unter Verübung neuer Schändlichkeiten nach Egypten. Dort aber traf mich die Hand Gottes so schwer, daß ich zur Einsicht kam. Mein Spießgeselle beraubte mich, schlug mir ein Bein entzwei und verrichtete auf meine Rechnung einen Mord. Ich wurde in's Gefängniß geworfen und verurtheilt. Als man meine Unschuld erkannte, ließ man mich wieder los, aber ich war zu einem armen, elenden Krüppel geworden, der nicht im Stande war, sein Brod zu verdienen. Anfangs ging ich durch die Straßen betteln und theilte mit den Hunden, was ihnen vorgeworfen wurde. Nach und nach aber brauchten mich die Leute zu kleinen Dienstleistungen, so daß ich wenigstens zuweilen ein Stück Brod habe.

Meine Absicht war, mir so viel zu sparen, daß ich die Ueberfahrt bezahlen könnte, aber das war nicht möglich, und ich muß mein Lebenlang hier bleiben, wenn ihr euch nicht meiner annehmet. Wollt ihr es nicht, so ergebe ich mich in Geduld und trage mein Elend ohne Klagen, denn ich habe es reichlich verdient. Diese Erkenntniß macht mir das Schwerste leicht und ich glaube, daß auch noch die Zeit kommen wird, wo ich mich wieder heiter und glücklich fühlen werde."

In diesem Tone ging der Brief noch lange weiter.

Hedwig mußte sich während des Lesens oft die Augen wischen. Als sie ihn wieder zusammengefaltet hatte, ging sie an ein Schränkchen, in welchem sie ein kleines Sümmchen aufbewahrte, das sie für Beppo verwenden wollte, wenn er in die Lehre käme.

„Das geht nun nicht mehr;" flüsterte sie. „Pollidor muß es haben, damit er zurückkommen kann." Sogleich setzte sie sich hin, schrieb einen recht herzlichen Brief an den gebesserten Sohn und schloß das Sümmchen ein. Von der Aenderung ihrer Verhältnisse sagte sie nichts; sie meinte, er erfahre es noch zu frühe; aber in der freudigen Aufregung vergaß sie auch, ihren jetzigen Wohnort beizusetzen. Die Arbeit bei Seite werfend eilte sie zur nächsten Post und gab dort den Brief ab. Als sie heimkehrte, fühlte sie sich so leicht wie in ihren jungen Jahren; das Herz schlug wieder freudig und sie sah der Zukunft mit frohem Muthe entgegen.

Achtes Kapitel.

Beppo's Lehrjahre.

Nachdem sich Hedwig ihres ganzen Eigenthums beraubt hatte, um dem vielbeweinten Sohne die Rückkehr möglich zu machen, tauchte eine Art von Reue oder doch eine gewisse Bedenklichkeit in ihr auf. War es auch recht, daß sie dem braven Sohne alles nahm, um den bösen zu unterstützen und sich durch seine Heimkehr wahrscheinlich neue Last und neuen Verdruß aufzubürden? Viele an ihrer Stelle würden sicherlich nicht so

gehandelt haben. Was konnte Beppo dazu sagen? Er wußte, mit welch' einer unsäglichen Mühe das Geld erspart worden war und er kannte auch seine Bestimmung. War es also nicht mehr als wahrscheinlich, daß er sich zurückgesetzt und benachtheiligt fühlte? „Ich muß es ihm sagen“, dachte sie, „denn es würde ein neues Unrecht sein, ihm eine so wichtige Sache zu verheimlichen.“

Der folgende Tag war ein Sonntag; Beppo hatte dem Pfarrer die Frühmesse gedient; jetzt wandelte er mit der Mutter über den Kirchhof dem Häuschen zu; ganze Gruppen von geputzten Bäuerinnen und Bauern im Sonntagsstaate gingen voraus oder folgten. Die Landleute legen noch einen großen Werth auf den Kirchgang und kleiden sich deßhalb für denselben auch sorgfältiger als für den Tanz. In den Städten ist es in der Regel umgekehrt. Die Frauen gingen fast sämmtlich in schwarzen Tuchröcken, die Mädchen aber, der Sitte der Gegend gemäß, in möglichst grellen Farben, um den Kopf ein buntes Kopftuch gesteckt, aus welchem das goldene Ohreisen mit den reichverzierten Knöpfchen hervorschaute. Das schwarzeingebundene Gebetbüchlein, auf dem das kleingefaltete, tadellos weiße Taschentüchlein lag, war mit dem Rosenkranze umwunden, und oben darauf lag bei den Frauen der unvermeidliche Rosmarinzweig, während die Mädchen ein hübsches Sträußchen an der Brust und die jungen Burschen eine Rose im Knopfloche stecken hatten. Die Männer, welche von der Erndteaussicht, von den Waizenpreisen und dergleichen Dingen sprachen, verschmähten einen solchen Schmuck. Dagegen giffen sie schon nach den Tabacks-

pfeifen, deren Spitzen neugierig aus den Rocktaschen hervorlugten, und begannen, hier und dort stehen bleibend, Feuer zu schlagen.

Beppo und seine Mutter nahmen das Frühstück hinter dem Häuschen in dem kleinen Garten. Das Fleckchen Erde war früher ein wüster, mit Steinen, Asche und Scherben bedeckter Platz gewesen; aber Beppo hatte denselben gereinigt, umgegraben und mit Blumen und Sträuchern bepflanzt. Eine aus Bohnenstangen gemachte Laube, die er mit schnell wachsendem Grün bepflanzt hatte, gab immer angenehmen Schatten. Die blühenden Blumen, die singenden Vögel und die heitere Luft stimmten Beppo's Herz heiter; er schenkte der Mutter den duftenden Kaffee ein, machte ihr die Butterbrode zurecht und plauderte vom Pfarrer und dessen Güte. „Mutter, wie glücklich wir doch sind!“ sagte er. „Der liebe Gott ist doch sichtlich mit uns und reicht uns überall hülfreich die Hand.“

Hedwig saß still und in sich gekehrt. Bei seinen Worten tief seufzend, gab sie zur Antwort: „Ja, Beppo, wir können schon mit unserer Lage zufrieden sein, aber wie Viele giebt es, die nicht dasselbe von sich sagen können, z. B. dein Bruder Pollidor.“

„Ach, Mütterchen, mach' dich an dem schönen Sonntagmorgen nicht traurig. Der liebe Gott wird ihn wohl auch in seinen Schutz nehmen. Wer weiß, vielleicht geht es ihm auch ganz gut und deine Trauer ist ungegründet.“

Hedwig holte den Brief aus der Tasche, überreichte ihn dem Sohne und sprach: „Es geht ihm schlecht. Da lies einmal, was er schreibt!“

„Ein Brief von Pollidor?“ rief er mit leuchtenden Augen, und konnte denselben kaum rasch genug auseinanderfalten. Sein Blick verschlang die Zeilen ordentlich, aber je weiter er las, desto mehr verlor sich der Glanz seiner Augen. Langsam faltete er ihn wieder zu und blieb eine Weile sinnend sitzen, denn es war ihm plötzlich ein Licht über Dinge aufgegangen, von denen er keine Ahnung gehabt hatte. „Das ist ein trauriger Brief, Mutter“, sprach er; „aber Pollidor hat sich gebessert und ist sehr unglücklich. Wäre er nur wieder bei uns! Ich fürchte, der Hunger und das Elend bringen ihn am Ende wieder auf eine schlimme Bahn. Ich weiß wohl, daß es eine neue Last für dich sein würde, aber wir dürfen ihn doch nicht verlassen. Weißt du was, Mütterchen, wir haben noch das Geld, welches du für mich sparst; ich meine, es kann nicht besser angewendet werden, als wenn wir es ihm schicken. Siehst du, ich schlage mich mit Hülfe des Herrn Pfarrers schon selber durch!“

Hedwig traten die Freudenthränen in die Augen. „Guter, guter Beppo“, sprach sie; „ich kannte dein vortreffliches Herz wohl und baute darauf; deßhalb habe ich bereits gethan, was du mir anräthst. Als ich den Brief gelesen, konnte ich dem Drange meines Herzens nicht länger widerstehen; aber leider habe ich dich, den guten Sohn, benachtheiligt und den bösen bevorzugt.“

„Darüber laß dir keine grauen Haare wachsen, Mütterchen. Mit mir wird es keine Noth haben, und was das „Gut“ und „Bös“ angeht, so ist es noch sehr die Frage, ob ich nicht schlimmer geworden wäre, wenn

ich in der Kindheit im Glanze gelebt hätte. Wäre es nicht deinetwegen, so würde ich die Armuth für ein großes Glück halten, denn sie bewahrt den Menschen vor leichtsinnigen Streichen. Das sagt auch der Herr Pfarrer.

Seit sie in dem Häuschen wohnten, hatten sie noch kein so fröhliches Frühstück eingenommen, als heute; jeder Bissen des harten Schwarzbrodes schmeckte wie die köstlichste Semmel, und was noch besser war, die Herzen schlugen ihnen so leicht und wonnig, als ob ihnen ein großes Glück widerfahren sei.

Nach der Vesper ging Beppo zum Pfarrer und erzählte ihm, daß sein verschollener Bruder wieder nach Hause kommen werde. Nun sei es aber nöthig, daß er sobald als möglich ein Unterkommen suche und Geld verdiene, denn sein Bruder habe ein lahmes Bein und könne nicht viel erwerben. Von dem unordentlichen Lebenswandel Pollidor's sagte er nichts, weil er ihn in den Augen des Pfarrers nicht heruntersetzen wollte.

„Die Schonung ist brav von dir," sagte der geistliche Herr, „aber wir können in der Zukunft offen von ihm reden; denn deine gute Mutter hat ihr Herz vor mir ausgeschüttet, und ich bin weit entfernt, sie des ungerathenen Sohnes wegen weniger zu achten. Im Gegentheile werde ich ihr gerne helfen, den Pollidor auf dem guten Wege zu erhalten. Was dich angeht, so meine ich zwar, es sei noch zu frühe für dich, in ein Geschäft einzutreten, aber ich hoffe, für Alles schon Rath zu finden. Arbeite nur so wacker fort, wie du es bisher gethan!"

Der Sommer verging, der Herbstwind blies über

die Stoppeln, der Winter streute Schnee, aber von Polidor verlautete nichts. Beppo arbeitete unablässig an seiner Ausbildung und that dem Pfarrer gute Dienste, aber eine Stelle wollte sich noch nicht finden. Als aber die Veilchen wieder blühten, sagte der Pfarrer eines Morgens nach der Messe: „Du könntest jetzt mit Ehren einen Lehrlingsposten annehmen, und es hat sich auch Jemand gefunden, der es mit dir versuchen will. Du hast schon die große Fabrik mit den vielen Schornsteinen gesehen. Sie liegt weiter, als eine Stunde von hier, und du müßtest den Weg alle Tage zweimal machen. Kannst du dich darein finden, so steht deinem Eintritte nichts im Wege."

„In die große Fabrik könnte ich kommen? Das wäre ja ein rechtes Glück, nach dem ich immer gestrebt habe. Aus dem Wege mache ich mir gar nichts; ich habe junge Beine und kann gut laufen, aber die Mutter wird mich entbehren. Durch Ihre Güte und Freigebigkeit war sie bisher mancher Anschaffung enthoben; das wird nun anders werden, und ich fürchte, sie bekommt es nicht rund."

„Schau nur getrost in die Zukunft; für deine Mutter wird schon gesorgt. Jetzt aber wollen wir gleich zur Fabrik hinüber, damit uns kein Anderer zuvorkommt."

Beppo lief schnell nach Hause und theilte der Mutter mit hochgerötheten Wangen mit, was im Werke sei. „Ich muß jetzt gleich hin", sprach er. „Wenn ich zurückkomme, werde ich dir Alles genau erzählen."

Der Pfarrer und sein Schützling wanderten nun hinaus. Beppo sah die Welt mit vergnügten Augen an und deßhalb kam sie ihm noch einmal so schön vor.

Wie die Veilchen so süß dufteten und die Hecken so grün sproßten! Nein, so schön hatte er den Frühling noch nicht gesehen! Und in den Lüften sangen die Vögel heute so lieblich, als wenn sie alle gewußt hätten, daß er zur Fabrik ging und Lehrling wurde. Wäre der Herr Pfarrer nicht dabei gewesen, er hätte seinen Hut in die Lüfte geworfen und wie ein fröhlicher Hirtenjunge gejodelt.

Der Geistliche benutzte die Zeit, ihm noch Verhaltungsregeln und gute Lehren zu geben, welche Beppo zu befolgen versprach. Endlich sahen sie die hohen Kamine, welche unaufhörlich ihren Rauch gegen Himmel stießen, und als sie noch näher kamen, tönte ihnen auch das Gerassel der Maschinen und das Pfeifen des Dampfes entgegen. Jetzt lag das große Gebäude in seiner ganzen Ausdehnung vor ihnen und Beppo zählte nicht weniger als zwanzig rauchende Schornsteine.

Der Pfarrer zog an der Glocke, deren heller Ton das Getöse schrill durchdrang. Ein Pförtner öffnete und zog, als er des Geistlichen ansichtig wurde, das schwarze Käpplein ehrerbietig vom Haupte.

„Ich möchte Herrn Hammer sprechen", sagte der Pfarrer.

„Das wird für den Augenblick schwer gehen", antwortete der Pförtner, „denn er hat eben seinen Rundgang durch die Fabrik begonnen; aber ich werde Sie melden. Haben Sie einstweilen die Güte, in sein Kabinett einzutreten."

Er führte sie durch einen langen Gang in eine Stube mit großer Glasthür. Hier stand das Pult des Fabrikherrn, und durch die Glasthüre schaute man in

eine ganze Reihe von glühenden Feuern hinein, so daß Herr Hammer also aus seinem Zimmer jeden Augenblick einen Theil der Fabrik überschauen konnte. Beppo betrachtete aufmerksam die Gegenstände in dem Kabinette und fand eine Menge von Dingen, die ihm unbekannt waren oder deren Zweck er nur halb und halb errathen konnte. In das größte Erstaunen versetzten ihn die Hauptbücher, welche einen solchen Umfang hatten, daß er nicht im Stande war, sie zu heben. Auch die Grundrisse von Gebäuden und Maschinen, welche an den Wänden hingen, erregten seine Verwunderung. Der Pfarrer machte ihn noch auf Mancherlei aufmerksam, was er im Anfange ganz übersehen hatte und erklärte ihm, so gut er es selbst verstand, die unbekannten Dinge. Das Kabinett des Herrn Hammer war durch eine zweite Glasthüre von dem Comptoir getrennt. In der Mitte eines langen Saales stand eine Doppelreihe von Pulten, an denen eine Menge junger Leute emsig mit Schreiben beschäftigt waren. Sie schienen vom Herrn Hammer in strenger Zucht gehalten zu werden, denn nicht einer von ihnen erlaubte sich die geringste Freiheit, obschon sie durch die Glasthüre sehen konnten, daß ihr Prinzipal nicht zugegen war.

„Das ist die rechte Art zu schaffen", sagte der Pfarrer. „Man muß immer seine Pflicht thun, auch wenn kein Ueberwacher da ist. Merke dir das und befolge es. Vielleicht könnte doch einmal ein räudiges Schaf unter der Heerde des Herrn Hammer sein, welches dich verführen wollte."

„O, ich habe bei dem Herrn Pfarrer gelernt, was recht und unrecht ist, und ich will mir gewiß Mühe

geben, es niemals zu vergessen", antwortete Beppo mit einem Ton, aus dem sich heraushörte, daß es sein ganzer und aufrichtiger Ernst war.

Nicht lange nachher kam Herr Hammer, ein großer Mann mit krausem Barte, aber so offen und von so angenehmem Aeußern, daß sich Beppo schon im ersten Augenblicke zu ihm hingezogen fühlte. Er reichte dem Geistlichen die Hand, drückte dieselbe warm und schob ihm einen Stuhl hin. „Sie bringen mir wohl den neuen Lehrling", sagte er.

Als der Pfarrer dies bejahte, faßte er Beppo scharf in's Auge und lächelte zufrieden. „Wenn er sich in den schriftlichen Arbeiten gut anläßt, hoffe ich leicht mit ihm fertig zu werden", sprach er, „denn sein Aeußeres verräth einen offenen und ehrlichen Character. Wir wollen gleich eine Probe mit ihm machen. Setze dich einmal auf den Schraubstuhl und schreibe, was ich dir dictire."

Beppo kletterte auf den hohen Stuhl, griff nach einem Bogen Papier und einer Feder und hielt sich bereit. Herr Hammer dictirte ihm einen Brief, in welchem außer einer Anzahl von kaufmännischen Ausdrücken auch Fremdwörter vorkamen; er setzte stillschweigend voraus, daß er nicht damit zurechtkommen würde. Diese Vermuthung verstärkte sich noch, als Beppo so rasch über das Papier hinfuhr und sich keine Zeit zum Nachdenken ließ.

Als er fertig war, nahm der Fabrikherr das Papier in die Hände; überrascht schaute er den Jungen an, denn er fand nicht allein eine fertige und schöne, sondern auch eine fehlerlose Schrift. „Verstehst du etwas von fremden Sprachen?" fragte er.

„Das Lateinische ist wohl zum Theil wieder vergessen“, gab er zur Antwort, „aber im Französischen und Englischen habe ich durch den Unterricht des Herrn Pfarrers ziemlich gute Fortschritte gemacht.“

Herr Hammer reichte ihm ein Buch, in welchem beide Sprachen einander gegenüberstanden und forderte ihn auf, zu lesen und zu übersetzen. Beides ging ganz vortrefflich und er brachte sogar einen leidlichen Brief zurecht.

„Wie aber stehts mit dem Rechnen?“ fragte er. Da verklärten sich Beppo's Augen, denn das Rechnen war so recht sein Lieblingsfach. „Sie können ihm darin schon etwas zumuthen“, sagte der Pfarrer. Herr Hammer besann sich einen Augenblick und gab ihm dann eine Aufgabe, welche mit seinem Fabrikationszweige, den Eisenwalzwerken zusammenhing. Beppo verstand die Aufgabe nicht gleich, weil Ausdrücke in derselben vorkamen, die er noch nicht gehört hatte. Als er sich dieselben aber hatte erklären lassen, machte er sich an die Arbeit und war im Handumdrehen fertig.

„Schon?“ sagte Herr Hammer verwundert. „Da müssen wir noch eine dazu nehmen!“

Sie fiel ebensogut aus. Nun hatte der Fabrikherr kein Bedenken mehr. „Ich nehme den Jungen“, sagte er, „und werde ihn so anleiten, daß er in der Welt voran kommt. Ich will sogar von meinen üblichen Bedingungen abgehen und ihm das vierte Jahr schenken.“

„Seine Verhältnisse sind so gestaltet“, sagte der Pfarrer, „daß wir diese Großmuth mit Freuden annehmen. Leider wird ihm das Durchkommen auch so noch schwer werden, denn seine Mutter, die einst in

sehr guten Verhältnissen gelebt hat, muß seinen und ihren Unterhalt mit der Nadel verdienen."

Herr Hammer erkundigte sich nun genauer und hörte zu seinem Erstaunen, daß er ein Sohn des Commerzienrathes Blumenthal war. Sichtlich ergriffen von dem Glückswechsel der Familie sprach er: „Blumenthal hat einst viele Geschäfte mit mir gemacht und sich stets als einen coulanten und äußerst achtbaren Mann bewiesen. Ich hätte nicht vermuthet, daß es seiner Wittwe so schlecht geht. In diesem Falle ist es jedenfalls recht und billig, daß ich etwas mehr für ihren Sohn thue, und ich will es recht gerne. Er kann in der Fabrik essen und schlafen, auch werde ich ihm die nothwendigen Kleider geben; aber von den drei Jahren kann ich nichts nachlassen; sie sind durchaus nothwendig, um tüchtig zu werden."

Der Pfarrer schüttelte dem wackern Manne dankbar die Hand; auch Beppo dankte, aber vor lauter Freude wußte er nicht viel Worte zu machen. Er mußte nur immer daran denken, wie froh seine Mutter sein werde, daß er ihr die drei langen Jahre keine Last mache. Sogleich nahm er sich aber auch fest vor, seinem Herrn durch unausgesetzten Fleiß Freude zu machen.

Herr Hammer führte sie zum Schlusse noch durch die Fabrik und zeigte ihnen, wie aus dem Roheisen nach und nach das Eisenblech entstand und wie aus den dickern Platten Nägel geschnitten wurden. Das war dem Knaben alles neu, aber er gewann den wunderbaren Maschinen und ihrer räthselhaften Thätigkeit Geschmack ab, und wußte bald, daß es ihm hier gut gefallen werde.

Auf dem Heimwege wurde er gar nicht müde, immer

wieder davon zu sprechen, so daß der Herr Pfarrer ihm endlich sagen mußte: „Du hast ja über den Feuerherden und den Maschinen den Sinn für die Natur ganz verloren. Siehst du denn nicht, wie schön Alles rings umher ist? Aufgepaßt, Junge! Was du auch immer werden magst, bewahre dir ein offenes Herz für die Natur! Sie tröstet den Traurigen und lacht den Fröhlichen an. Wer keine Freude an der Pflanzenwelt hat, der ist ganz verknöchert oder die Sünde tödtet das süße Gefühl der Unschuld in ihm."

„O, die Blumen vergesse ich niemals", antwortete Beppo, „und ich hoffe, der Herr Hammer wird in seinem Garten auch zuweilen etwas für mich zu thun haben."

„So höre ich's gern", erwiederte der Pfarrer; „halte dich dabei, und wo du deinem Herrn eine Freude machen kannst, da unterlasse es nicht; denn du bist ihm großen Dank schuldig. Keiner würde so viel für dich gethan haben, als er."

Hedwig hatte mit bangem Herzen seiner Rückkehr gewartet. Während ihrer langen Unglücksjahre hatte sie so viel hartherzige Menschen kennen gelernt, daß sie auf fremde Hülfe nicht baute. Der Pfarrer war ja der einzige Mann, welcher ihr uneigennützig entgegengekommen war und ihr treulich beigestanden hatte. Auch jetzt erwartete sie nicht viel. „Er wird vier Jahre als Lehrling stehen müssen, und ich habe diese lange Zeit seine Kleider und seine sonstigen Bedürfnisse zu bestreiten. Ach, wie gerne will ich es thun! Wenn es nur möglich ist und meine Kräfte nicht allzusehr übersteigt."

Während sie noch grübelte, kam Beppo daher-

gesprungen und machte ein so freundliches und frohes Gesicht, als ob ihm ein großes Glück begegnet sei. „Mutter, Mutter, ich bin angenommen!“ rief er schon von Weitem und konnte nicht erwarten, bis er an ihrem Halse hing.

Die Mutter machte sich sanft los von ihm, strich ihm die Haare aus dem Gesichte und sprach: „Angenommen also! Das ist gut, mein Kind; je eher die Lehre beginnt, desto schneller bist du fertig! Aber vier Jahre ist eine lange Zeit!“

„Keine vier, Mutter, nur drei! Ach, der Herr Hammer ist ein so liebevoller Mann, du hast gar keinen Begriff davon. Er ließ mich schreiben, lesen und rechnen und war ganz zufrieden mit meinen Leistungen. Anfangs war ich ein wenig ängstlich und fürchtete, ich möchte aus Verwirrung Fehler machen, aber sobald ich nur einmal in sein Gesicht gesehen hatte, war die Furcht verschwunden. Er ist gerade so lieb wie der Herr Pfarrer, und denke dir, er hat auch den Vater gekannt und Geschäfte mit ihm gemacht. Dich bedauerte er von ganzem Herzen und sagte: „Wenn es so steht, dann müssen wir schon etwas mehr thun! Du kannst bei mir wohnen und essen; auch gebe ich dir an Kleidern, was du bedarfst.“

Hedwig faltete die Hände, schaute dankbar zum Himmel und lispelte: „O, es giebt doch noch gute Menschen in der Welt! Warum war ich denn so kleinmüthig und niedergeschlagen? Jetzt ist uns geholfen, Beppo; denn meine Person kann ich schon durchbringen. Den ganzen Tag machte ich mir Vorwürfe, daß ich das für dich bestimmte Geld fortgeschickt habe; nun

aber ist Alles gut! Gott, mein Gott, wie dankbar bin ich dir!"

Im Grunde genommen war es ihr nicht angenehm, daß er auch während der Nacht in der Fabrik bleiben sollte, und sie hatte zwei Gründe dafür. Erstens fiel es ihr überhaupt schwer, sich von dem einzigen Kinde zu trennen und zweitens fürchtete sie auch, daß er in schlechte Gesellschaft gerathen könne, wenn er nicht mehr unter ihrer oder des Pfarrers Aufsicht stehe. Sie ließ aber weder ihren Schmerz, noch ihre Befürchtungen laut werden, aus Furcht, sie könne dem Knaben seinen Beruf verleiden.

Da er schon in den nächsten Tagen eintreten sollte, so war noch Manches zu thun; auch gab es noch ein paar harte Nüsse zu knacken. Der Mutterstolz erlaubte ihr nicht, ihn ohne gute Kleider ziehen zu lassen. Zwar wollte der Pfarrer dafür sorgen, aber bei all den Wohlthaten, die sie bereits von ihm empfangen hatte, durfte sie das nicht zulassen. Nun, eine Mutter, das lehrt die Erfahrung, kann für ihre Kinder, so zu sagen, das Unmögliche möglich machen. Hedwig brachte auch die nothwendigen Kleidungsstücke zusammen; aber sie vermied alles Städtische, und kleidete ihn, wie einen Bauernjungen, um nur ja nicht vor der Zeit eine thörichte Eitelkeit in ihm zu erregen. „Vielleicht werden die jungen Leute auf der Schreibstube über dich lachen", sagte sie; „aber du mußt dir nichts daraus machen. Die Kleider machen den Menschen nicht besser; aber wohl setzen sie ihm oft Mücken in den Kopf und tragen zu seinem Verderben bei. Wenn du dich tüchtig plagst und deine Sache gut machst, so haben sie am Ende

doch Respect vor dir und sehen nicht mehr auf deine Jacke und kurze Hose."

Am folgenden Tage in aller Frühe wanderte er allein hinaus, denn die Mutter hatte nicht den Muth, ihn hinzubringen. „Ich komme, wenn du ein halbes Jahr da bist", sagte sie; „aber du mußt recht oft hierherkommen."

„So oft ich Urlaub bekommen kann!" sagte er, drückte noch einmal einen Kuß auf ihre Wangen und eilte dann mit schnellen Schritten seinem Ziele zu. Wir haben nicht die Absicht, seine Lehrjahre zu beschreiben und beschränken uns deßhalb auf Folgendes: „Im Anfange wurde er von den Comptoiristen gehänselt, und mußte seines Anzuges wegen manchen unziemlichen Spaß anhören. Da er aber selbst darüber lachte und niemals die geringste Spur von Gereiztheit zeigte, so stellten sie ihre Witze bald ein. Jetzt bemerkten sie, daß der Bauernjunge einen tüchtigen Verstand mit guten Kenntnissen verband und in kurzer Zeit mehr lernte, wie sie es in langer gethan hatten.

Der Prinzipal war ebenfalls nicht blind für solche Vorzüge, und er ließ hin und wieder ein lobendes Wort fallen, welches ihn noch mehr anspornte. In seinen Freistunden arbeitete er entweder im Blumengarten oder er brachte dieselben in der Fabrik zu und studierte die Maschinen und die Fabrikation mit einem erstaunlichen Fleiße. Schon im ersten Jahre wußte er nicht allein überall sichern Bescheid, sondern er konnte auch häufig auf Aenderungen an den Maschinen verweisen, wodurch Vortheile erzielt wurden, an die früher selbst Herr Hammer nicht gedacht hatte.

Zuweilen lud ihn sein Herr auch zu den Kindern. Sie hatten ihn alle lieb, weil er so reich im Erfinden von Kunststückchen war, die ihnen manche Stunde angenehm verkürzten. Seine immer gleichbleibende Freundlichkeit, Gefälligkeit und Dienstwilligkeit machte ihm überhaupt alle Herzen geneigt; Niemand aber schätzte ihn höher, als Herr Hammer, dem er schon als Lehrling bessere Dienste leistete, als mancher Commis, der jahrelang im Amte war. Am meisten gefiel es ihm, daß er immer gleich bescheiden blieb und kein Verlangen zu tragen schien, seine Jacke und Kniehose gegen moderne Kleider zu vertauschen. Als ihm einst der Schneider einen hübschen Rock und eine lange Hose machen wollte, wehrte er ab und sprach: „Ich will bei meiner Dorftracht bleiben, bis ich ein reicher Mann bin. Es ist mir auch so bequemer; ich kann besser darin springen, der Rock hindert mich."

Am Ende seiner drei Lehrjahre nahm ihn Herr Hammer zu sich in sein Kabinet und redete ihn also an: „Unser Contract ist nun zu Ende, aber es liegt im beiderseitigem Vortheile, wenn wir zusammenbleiben; ich frage dich deßhalb, ob du damit einverstanden bist, und welche Ansprüche du machst."

„Bei Ihnen zu bleiben ist mein sehnlichster Wunsch", antwortete Beppo, „aber ich stelle keine Bedingungen, sondern überlasse Ihnen Alles. Viel beanspruche ich nicht, weil ich immer noch Manches zu lernen habe und Ihnen außerdem großen Dank schuldig bin."

Herr Hammer reichte ihm die Hand und in seinem Blicke lag der Ausspruch: „Du wirst mit mir zufrieden sein!"

„Ich habe die Absicht", sprach Herr Hammer jetzt, „noch eine neue Fabrik anzulegen, in welcher aus den Eisenblechen Dampfkessel gemacht werden. Das wird mich häufig fern von hier halten und für das hiesige Geschäft von Nachtheil sein. Meine Söhne sind noch zu jung, um mich zu vertreten, und von den Comptoiristen hat sich keiner mit der Fabrikation beschäftigt. Du bist der einzige, der zwischen den Maschinen Bescheid weiß; darum möchte ich dir die Hauptaufsicht übergeben. Du wirst über Alles ein besonderes Buch führen und mir bei meiner hiesigen Anwesenheit Bericht erstatten oder auch, wenn wichtige Fragen zu entscheiden sind, zu mir herüberkommen."

Beppo war über und über roth geworden; und in großer Verlegenheit stotterte er jetzt heraus: „Ich fürchte, die Leute werden mir nicht folgen, ich bin noch zu jung."

„Dafür werde ich schon sorgen", antwortete Herr Hammer. „Uebrigens ist der Werkführer ein sehr ordentlicher Mann, der dich, wo es Noth thut, unterstützen wird. Jetzt geh' mit in die Fabrik, daß ich den Leuten in deinem Beisein Folgsamkeit anrathe."

Sie traten zusammen in den großen Walzsaal. Der Werkführer gab auf einen Wink ein Zeichen mit der Versammlungsglocke und ließ die Maschinen still stehen. Die Arbeiter eilten aus allen Räumen herbei und warteten mit gespannter Aufmerksamkeit darauf, was der Herr ihnen zu sagen habe. Einige rümpften gewaltig die Nase über diese Mittheilung, aber Herr Hammer kündigte ihnen an, daß die geringste Widersetzlichkeit die Entlassung aus dem Dienste zur Folge haben werde.

Am selben Tage reiste er ab und Beppo brachte einen großen Theil des Tages in der Fabrik zu, wo der Werkmeister ihn liebevoll unter seinen Schutz nahm. Veranlassung zu Klagen gab es übrigens kaum. Die Arbeiter wußten, daß ihr Herr einen Stellvertreter hatte, und das genügte, um sie zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuspornen. Beppo hütete sich aber auch, den Herrn herauszukehren; dem Geringsten gegenüber war er freundlich und zuvorkommend, und wo er etwas Neues lernen konnte, da unterließ er es sicher nicht. Nach und nach versöhnten sich die Arbeiter mit dem Gedanken, daß sie unter einem so jungen Menschen stehen mußten; sie meinten, man werde ja nicht einmal etwas davon gewahr, und mit dem Beppo könne man ganz gut umgehen.

Neuntes Kapitel.

Pollidor's Heimreise.

Pollidor hatte seiner Mutter dasselbe Bankhaus in Kairo bezeichnet, von dem wir schon früher gehört haben. Als die Zeit nahe war, wo er glaubte, daß die Antwort kommen müsse, stelzte er auf seinem lahmen Fuße dahin und fragte nach. Mehr als zwanzigmal kam er vergebens; endlich gab er die Hoffnung auf. Außerhalb der Stadt unter einer Palme im Sande liegend überdachte er seine Vergangenheit und bereute zum tausendstenmale die vielen Vergehungen seiner Jugend. „Wie könnte es jetzt anders sein!“ seufzte er:

„Wenn ich hätte taugen und arbeiten wollen, so wäre ich jetzt ein geachteter Mann mit geraden Gliedern, dem es an nichts gebräche. Statt dessen liege ich hier als ein elender ausgestoßener Krüppel im Sande, bin fern von meinen Angehörigen, leide Mangel am Nothwendigsten und habe nicht einen Menschen, welcher einen Funken Mitleid mit mir hat. Ach, wäre ich jetzt wieder zu Hause, wie folgsam wollte ich sein und meinen Eltern nach den Augen sehen! Aber daran ist nun nicht mehr zu denken. Der Vater hat mich schon lange mit seinem Fluche beladen, und jetzt zieht auch die Mutter ihre Hand von mir. Es ist schrecklich, aber ich muß es tragen und mich darein ergeben, daß ich in den egyptischen Sandwüsten meinen Tod finde. Ob wohl der kleine Beppo auch so böse und sündhaft geworden ist, wie ich? Ich glaube es nicht, denn Vater und Mutter werden an mir genug gehabt und strenge mit ihm durchgesetzt haben."

Ein Thränenstrom folgte diesen Betrachtungen; endlich schlief er ein. Als er erwachte, war ihm das Herz weniger schwer und die schon aufgegebene Hoffnung erwachte von Neuem. Sich an seiner Krücke erhebend, ging er langsam durch die belebten Straßen Kairos. In den engen Passagen mit den überhängenden Dächern herrschte ein solches Gedränge von Lastträgern, Eseln, Kameelen, Reitern und Soldaten des Vicekönigs, daß kaum durchzukommen war. Pollidor mußte häufig stehen bleiben, um nicht umgeworfen zu werden; endlich hatte er doch das Bankhaus erreicht. Wie fast alle Häuser Kairo's hatte es nach Außen nur nackte Mauern mit einigen höhlenartigen Fensterlöchern; im Innern des

großen Hofes aber sahen die Gebäulichkeiten sehr wohnlich aus. Pollidor hinkte auf das Kassengebäude zu. An der Thür blieb er stehen, denn er besaß kaum den Muth, noch einmal nachzufragen. Die Menge fluthete ein und aus. Christen, Juden und Türken, Araber und Europäer, alle drängten sich dem Mammon zu, der in der ganzen Welt inniger verehrt und angebetet wird, als der Schöpfer des Goldes.

Fast eine Stunde hatte er gestanden; die Beine trugen ihn kaum noch. Da ging zufällig ein Neger vorüber, welcher für das Bankhaus die Gelder einzuholen pflegte. Als er Pollidor bemerkte, rief er ihm zu: „Für Sie ist heute morgen Geld angekommen; ich hatte den Auftrag, Sie zu benachrichtigen, aber ich konnte Sie nirgends finden. Nur jetzt rasch hinein; in einigen Minuten wird die Kasse geschlossen."

Pollidor wußte nicht mehr, wo er stand, so groß war die Freude und Ueberraschung für ihn. Mechanisch trat er an den Zahltisch und empfing das Geld; mechanisch unterschrieb er seinen Namen und stelzte dann mit einer unendlichen Wonne in den düstern Winkel, den ihm ein armenischer Handelsjude in seinem Waarenschuppen eingeräumt hatte. Mit zitternden Händen zählte er das Geld; jedes Stück schien ihm heute einen unbezahlbaren Werth zu haben, und das lag wohl nicht allein in den angenehmen Aussichten, welche ihm durch den Besitz des Geldes eröffnet wurden, sondern hauptsächlich in dem Umstande, daß er wieder zu seinen Eltern zurückkehren und sich von Neuem ihre Liebe erwerben durfte. Nachdem er über die Höhe seines Reichthums im Klaren war, verschaffte er sich zunächst

einen Tarif, in dem er die Fahrkosten nach Europa nachsehen konnte. Zu seinem Schrecken gewahrte er, daß sein Geld kaum für die Ueberfahrt hinreichte; aber er verlor den Muth nicht; hatte er nur erst den festen Boden von Italien erreicht, so wollte er schon weiter kommen.

Der folgende Morgen fand ihn bereits zu Schiffe; das Wetter war günstig; die Fahrt glücklich, kein Sturm, keine Windstille, kein Pirat überraschte sie. Eines Morgens mit Anbruch des Tages warfen sie am italienischen Festlande Anker. Als Pollidor den Fuß auf festen Boden setzte, wurde er von einem wunderbaren Gefühle durchdrungen. Obschon noch weit von der Heimath entfernt, war es ihm doch, als sei er nun schon zu Hause. Das Meer hatte noch immer wie eine Trennung zwischen ihm und der Vaterstadt gelegen, jetzt aber war diese Scheidung nicht mehr vorhanden; es reihte sich nun Ebene an Ebene und Berg an Berg bis zu seinen geliebten Eltern hin.

Gleich in der ersten halben Stunde bekam er freilich einen Begriff von dem langen Wege, den er noch zurückzulegen hatte; sein Gang an der Krücke war ein äußerst mühsamer; müde setzte er sich an einer Haustreppe nieder, um frische Kraft zu schöpfen. Der Hunger meldete sich, und er besaß kein Geld mehr. Das Betteln, dem er sich in Kairo so lange ohne Scham hingegeben hatte, kam ihm auf einmal so niedrig und verächtlich vor, so daß er die Vorübergehenden nicht um ein Almosen ansprechen mochte; als aber der Magen gebieterisch seine Rechte verlangte, konnte er nicht länger widerstehen; mit einer flehenden Geberde hielt er seine

Kopfbedeckung hin, und einige mitleidige Seelen, welche sein elender Zustand rührte, warfen ihm ein paar kleine Münzen hinein. An einem Bäckerladen stillte er seinen Hunger und stelzte weiter. In neue Verlegenheit gerieth er, als die Nacht kam. In Kairo war ihm jede Stelle im Freien zu einem Nachtlager recht gewesen, und er war seit jener Zeit auch nicht wählerischer geworden, aber sein lahmes Bein schmerzte ihn von der Anstrengung so sehr, daß er durchaus eines Lagers bedurfte.

Schon ging die Sonne unter und es wollte noch keine Stadt und kein Dorf zum Vorschein kommen. Da erblickte er mit unendlicher Freude in der Ferne ein einsam liegendes Gebäude, und er nahm seine Richtung dorthin. Ehe er es erreichte, war es völlig dunkel geworden, aber der Schein der Lichter aus den vielen Fenstern zeigte ihm den Weg. Endlich hatte er das Ziel erreicht und er sah mit großer Freude, daß er sich vor den Mauern eines Klosters befand. Hier konnte er der Aufnahme sicher sein. Vor einem Muttergottesbilde brannte eine Laterne und über demselben hing die Glocke, unter welcher in deutscher Schrift geschrieben stand: „Wanderer, die Mutter des Heilandes ladet dich zur Herberge ein!"

Freudig zog er an dem Strange. Das Thor öffnete sich und ein Mönch mit weißen Haaren erschien, der ihn freundlich zum Eintritt aufforderte. Man fragte ihn nicht, wer er sei und woher er komme; er war ohne jeden Ausweis in den heiligen Mauern willkommen. Die Mönche hatten sich eben in dem Refectorium versammelt, wo sie bereits in langen Reihen die Tische

umstanden und des Zeichens zum Gebete harrten. An einer abgesonderten, für die Gastfreunde bestimmten Tafel wurde ihm ein Platz angewiesen. Als er denselben eingenommen, begann das feierliche Gebet; es machte einen um so tiefern Eindruck auf ihn, weil er seit Jahren nicht mehr mit andern Christen in Gemeinschaft das Tischgebet gesprochen hatte. Das Unglück hatte ihn allerdings beten gelehrt, aber es war mehr ein Aufschrei um Hülfe aus seiner grenzenlosen Noth, als eine wirkliche, aus dem Bedürfnisse des Herzens entstandene Andacht gewesen. Jetzt aber senkte sich gleichsam ein Strahl des Himmels in seine Brust, und er war wirklich andächtig.

Ein Mönch brachte ihm die Speisen und ermunterte ihn mit freundlichen Worten zum Essen. Nach der Mahlzeit führte er ihn in eine Zelle, wo er alle Bequemlichkeit fand. „Mein Freund", fragte der Mönch, „gedenkst du unsere Gastfreundschaft auf längere Zeit in Anspruch zu nehmen oder willst du deinen Stab morgen weiter setzen?"

„Ich hatte anfangs vor, euch morgen wieder zu verlassen; denn nur der Hunger und die Müdigkeit trieben mich hierher", antwortete Pollidor, „aber seit ich mit euch gebetet, empfinde ich ein lebhaftes Verlangen, meine Seele von den vielen Sünden zu reinigen, die ich von meiner Kindheit an begangen."

„Gut", entgegnete der Mönch, „ich werde dich morgen bei Anbruch des Tages in die Klosterkirche führen; dort wirst du einen würdigen Priester finden."

Der Mönch entfernte sich und deutete im Weggehen auf das Bad, welches man für ihn bereitet hatte. Ein

Bad war ihm allerdings äußerst nothwendig; seine Kleider und sein Leib waren mit Schmutz bedeckt. Er begann sich also gründlich zu waschen und hielt diese Reinigung des Körpers für eine Vorbereitung zur Reinigung der Seele. Dann kniete er vor seinem Lager nieder, betete inbrünstig um Erleuchtung und begann sein schuldbeladenes Gewissen zu erforschen. Je länger er nachdachte, desto mehr häuften sich die Sünden. Was jahrelang seinem Gedächtnisse entschwunden gewesen, das tauchte jetzt wieder vor ihm auf und nahm eine schreckliche Gestalt an. „Wie war es doch möglich“, lispelte er, „daß ich so lange im Schlamme der Sünde stecken konnte, ohne das Bedürfniß zu empfinden, mich zu reinigen? Mit ernstem Willen hätte ich wohl auch im fernen Lande einen Priester gefunden. Mit der Reue begnügte ich mich, aber ich fürchte, auch diese Reue entsprang nicht aus der reinsten Quelle. Ich fühlte, daß meine Sünden mich aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubt hatten, darum allein verabscheute ich sie; jetzt aber sehe ich ein, daß sie an und für sich fluchwürdig sind, weil ich meinen Schöpfer so schwer beleidigt und sein Ebenbild verunehrt habe.“

Schon war Mitternacht vorüber und noch immer lag er wach auf seinem Lager, zum hundertstenmale den Vorsatz erneuernd, künftig ein ganz anderer Mensch zu werden. Endlich schlief er doch ein, und zum erstenmale seit langer Zeit hatten seine Träume nichts Beunruhigendes mehr; die Gottesmutter erschien ihm und senkte Trost und Frieden in sein zerrissenes Herz.

Bei Anbruch des Tages fühlte er sich an der Schulter gerüttelt. Der Mönch, welcher ihm gestern

Abend das Lager angewiesen, stand vor ihm und lud ihn zur Messe ein. Rasch erhob er sich, kleidete sich an und folgte dem frommen Bruder in die Kirche. Die Mönche hatten sich bereits in dem lichterstrahlenden Chore eingefunden; bald nachher begann das feierliche Amt. Pollidor sank auf die Knie; der Gottesdienst weckte alle bessern Erinnerungen seiner Kindheit wieder und ein heiliges Feuer bemächtigte sich seiner Brust. Es war ihm fast, als ob alle bösen Thaten hinter ihm lägen, als ob er schon in eine neue, Gott wohlgefällige Bahn eingetreten sei, auf welcher nur Glück und Frieden lägen.

Nach der Messe winkte ihm der Mönch und deutete mit dem Finger auf einen Beichtstuhl, in welchem der Pater Prior eben Platz genommen hatte. Pollidor legte in langer Beichte ein reumüthiges Geständniß ab, bat um Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft und versprach im Voraus, nichts zu versäumen, was ihn auf dem bessern Wege erhalten könnte.

Vor allen Dingen rieth ihm der Prior, noch eine Zeitlang im Kloster zu verweilen, damit die guten Grundsätze sich befestigten und Wurzel schlügen. Das kam ihm schwer an, denn er verlangte nach den Eltern; aber er fügte sich dennoch willig und unterwarf sich den Vorschriften, welche der Prior gab, mit freudigem Eifer. Einen Monat lang lebte er ein vollständiges Büßerleben und erwarb sich die Achtung und Liebe aller Mönche.

„Jetzt kannst du ziehen", sagte der Prior eines Tages; „bleibe aber stets eingedenk, daß der Feind nicht aufhört, seine Fallstricke zu legen." Dann reichte er

ihm die Hand zum Abschiede; auch die Mönche kamen herbei, um ihm eine glückliche Reise zu wünschen. Wohlgemuth, an Leib und Seele gestärkt, wanderte er hinweg. Die Mönche hatten ihn am Tage vorher mit reiner Leibwäsche und neuen Kleidern versehen, so daß er sich gleichsam wie einen neuen Menschen fühlte; als er etwa eine halbe Stunde gegangen war, machte er auch noch die Entdeckung, daß sie ihm ein Beutelchen mit Geld in die Tasche gesteckt hatten.

„Die guten Menschen“, flüsterte er. „Ich war ihnen doch ein Wildfremder und sie haben mich behandelt, als sei ich ihr leiblicher Bruder. Schenkt mir Gott die Gnade, daß ich einmal wieder in bessere Verhältnisse komme, so werde ich diese Schuld an andere Arme abtragen.“

Das Geld hielt freilich nicht ewig; es kam die Stunde, wo er das letzte Kupferstück ausgegeben hatte, und noch befand er sich jenseits der Alpen am Comersee. Nur mit schwerem Herzen entschloß er sich, von Neuem die Mildthätigkeit der Menschen anzurufen; aber der Hunger läßt sich nicht nach Belieben beschwichtigen, sondern fordert stürmisch Befriedigung. Wo er ein Kloster auf seinem Wege wußte, da sprach er am liebsten vor, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß man dort den Hülfsbedürftigen gerne und willig entgegen kam. War dieses nicht der Fall, so konnte ihn erst die äußerste Noth zwingen, an den Häusern eine milde Gabe zu erflehen. Oft fand er wohlthätige Herzen, die ohne Murren seine Noth linderten, oft aber wurde er auch rauh abgewiesen und mit empfindlichen Schmähreden überhäuft; mitunter hetzte man sogar die Hunde an ihn.

„Ich habe es verdient“, pflegte er dann zu sagen. „Wäre ich ein guter Sohn gewesen, so hätte Gott seine strafende Hand nicht nach mir ausgestreckt. Geduld, Geduld, meine Seele! Einmal wird doch die Zeit kommen, wo deine Sünden abgebüßt sind!

Endlich befand er sich mitten zwischen den Alpen; die Majestät der Schneehäupter hob sein Herz zur Anbetung, die lieblichen Thäler stimmten ihn zur Andacht. Tag um Tag boten sich seinen Augen neue, großartige Scenen, aus denen er die Allmacht des Schöpfers herauslas. Was er früher achtlos hatte vorübergehen lassen, gewann jetzt Schönheit und Bedeutung, weil sein Herz gut und rein geworden.

Wie viel Anstrengung und Mühe es ihn kostete, bis er die Gebirge der Schweiz hinter sich hatte, das begreift sicherlich derjenige nicht, welcher mit vollem Beutel und gesunden Gliedern reist. Hundertmal zurückgewiesen, wenn er um ein Stück Brod bat, häufig ohne Obdach und einer Menge von Unbilden aller Art ausgesetzt, lag er so zu sagen, fortwährend auf der Folter. Als er endlich den großen schönen Bodensee hinter sich und deutschen Boden unter den Füßen hatte, da ging in seiner Brust ein neues Leben auf. Er war ja jetzt bei einem Volke, welches seiner Güte und Gastfreundlichkeit wegen sprichwörtlich geworden ist; bei einem Volke, welches fühlte und dachte, wie er, dem er sein Leid in heimischer Sprache klagen konnte.

Mit freudig bewegtem Herzen saß er am Ufer und schaute bald auf die Segel und die rauchenden Kamine der hinüber und herüberfliegenden Schiffe. Die einen brachten die Waaren und die Reisenden nach Nor-

schach, Constanz und sonstigen Orten, die andern tragen sie zu dem deutschen Ufer von Friedrichshafen. Reisende kamen und gingen, ein rastloses Getriebe umgab ihn. Und drüben über dem Wasser blauten die Schweizerberge mit ihren Schneehäuptern. Wenn er sie anschaute, ergriff ihn ein ordentliches Heimweh nach den riesigen Höhen und den wonnereichen Thälern; aber noch mehr zog es ihn rückwärts, den Geliebten zu, die er so lange nicht mehr gesehen hatte.

Er erhob sich; aus dem Bahnhofe wallte eben eine Gruppe von angekommenen Reisenden dem See zu, während andere in den selben hineinstürmten, um mit dem bereitstehenden Zuge abzufahren. „Ach, wie gerne hätte auch er diese Gelegenheit benützt, um den Weg rascher zurückzulegen! Aber es fehlte ihm an dem nöthigen Gelde. Ein dicker, gemüthlicher Herr mochte ihm wohl ansehen, daß ihm etwas fehlte. Er redete ihn an: „Nun, wohin geht die Reise denn?"

„Weit, weit, lieber Herr, bis an den Niederrhein hinab."

„Nun, das ist in unserer Zeit nicht besonders weit mehr."

„Aber wer am Stocke wandern muß und dazu noch ein lahmes Bein hat, für den ist es allerdings eine sehr weite Reise."

„Da hapert es wohl am Reisegelde, he?"

„Freilich, lieber Herr; ich muß mich leider auf die Mildthätigkeit der Menschen verlassen."

„Hm, hm", antwortete der Herr, „wenn es so bestellt ist, dann sieht es schlecht aus; ich hab's erfahren, als ich noch Wanderbursche war, und ich darf wohl sagen, daß ich öfter unter freiem Himmel, als zwischen

vier Wänden schlief. Aus dem Hunger kam ich eigentlich gar nicht heraus, wenn ich auch manchmal für drei Tage auf einmal aß. Na, ich habe heute ein gutes Geschäft gemacht und darf schon einem armen Kerl einmal unter die Arme greifen. Bis Ulm, wo mein Wohnort ist, nehm ich dich schon auf meine Kosten mit, und an der Nahrung soll's auch nicht fehlen!"

Das war ein Anerbieten, welches ihm fast die Thränen in die Augen lockte. Natürlich nahm er es mit Freuden an und humpelte mit dem dicken Herrn so schnell er konnte, dem Bahnhofe zu, wo sein Wohlthäter sogleich ein Billet für ihn löste und ihm außerdem ein Stück Braten und ein Schöpplein guten Weines geben ließ. Zu Ulm hielt er ihn ein paar Tage in seinem Hause und ließ ihn dann mit einem wohlgespickten Beutel ziehen.

Pollidor zählte das Geld, rechnete und rechnete und fand zu seiner unaussprechlichen Freude, daß er damit bis Mainz kommen konnte. Als er hier den Bahnhof verließ, waren seine Kasse und sein Magen leer, aber er verzagte nicht, denn die Strecke, welche er jetzt noch zurückzulegen hatte, war kaum mehr in Anschlag zu bringen. Nachdem er die langen Straßenzeilen und die Festungswerke im Rücken hatte, blieb er an einem einsamen Hause an der Landstraße stehen und klopfte an die verschlossene Thüre. Die Bewohnerin, ein altes Mütterchen, war selbst arm, und sie konnte ihm nur ein Stück Brod und einen Trunk Wasser geben, aber sie that es mit jener Güte und Bereitwilligkeit, welche auch den schlechtesten Bissen würzt.

„Gott lohn's euch!" sprach Pollidor und stelzte mit

einem dankbaren Herzen weiter. Noch manchmal überkam ihn die bitterste Noth, um so öfter, je näher er der Heimath kam; denn hier schämte er sich noch mehr, zu betteln, weil er fürchtete, die Leute möchten in ihm den Sohn des reichen Commerzienraths Blumenthal wieder erkennen.

Am Mittage eines warmen Sommertages sah er die Thürme der Vaterstadt vor seinen Augen liegen. Ein unaussprechlich süßes Gefühl überkam ihn und unwillkührlich streckte er die Arme nach seiner Heimstätte aus. Im nächsten Augenblicke aber überkam ihn der Gedanke, daß er wie ein abgerissener Bettler in das Haus seines Vaters einziehen mußte, und er überlegte, ob es nicht besser gethan sei, ihm sagen zu lassen, wo er sich befinde. Wenn der Vater einen Wagen schickte, so konnte er in demselben seinen Zustand verbergen, bis er zu Hause anständig umgekleidet war. „Doch nein, nein", rief er abwehrend. „Es ist recht so ich muß wiederkommen, wie der verlorne Sohn, und die Schande willig auf mich nehmen, sonst ist es mit meiner Besserung und Ergebenheit in Gottes Willen noch nicht weit her!"

Die Krücke wieder unter den Arm setzend, ging er weiter und erreichte das Thor. Die großen, schönen Häuser, die er früher kaum eines Blickes gewürdigt hatte, kamen ihm jetzt wie Paläste vor, und er sah wiederum recht ein, wie viel er verloren, als er sich in starrköpfiger Verblendung von den vollen Fleischtöpfen seiner Vaterstadt entfernt hatte.

Jetzt stand er seinem Vaterhause gegenüber; das Herz schlug ihm, als er von dem Trottoir über die

Straße bog und dem Thore zuschritt. Es stand offen, ein prächtiger Wagen fuhr eben aus demselben. Wie in alten Zeiten schwang Nelessen auf dem Bock die Peitsche und Ferbach stand hinten auf. Daß sie beide gealtert waren, befremdete ihn nicht; es lag in der langen Reihe von Jahren; aber sie trugen eine andere Livrée, und der Herr im Wagen war nicht sein Vater, sondern ein Fremder.

Jan, der Stallknecht, der ihn so oft hatte aufsitzen lassen, lugte eben zur Stallthüre heraus, und schaute ihn neugierig an; denn es befremdete ihn, daß der hinkende Bettler so ohne Umstände in das Haus hineinstelzte. Da es aber seine Sache nicht war, so zog er den Kopf wieder zurück und fuhr fort, den Rappen zu striegeln.

Pollidor schritt langsam die Treppe hinauf, jeden Augenblick erwartend, seine Mutter werde ihm begegnen und ihn mit ihren Fürbitten beim Vater einführen. Sie kam aber nicht, und eine Kammerzofe, welche leichtfüßig an ihm vorüberhuschte, würdigte ihn keines Blickes. Jetzt hatte er die Thüre des Kabinettes erreicht, in welchem sich seine Mutter aufzuhalten pflegte. Schon streckte er den Finger aus, um anzuklopfen; da stürzte ein Diener auf ihn zu und rief: „Was machen Sie da? Was wollen Sie hier?"

Es war der Stubenbediente Peter Rick, den er auf den ersten Blick erkannte. „Ich möchte zur Frau Commerzienräthin", gab er schüchtern zur Antwort.

„Sie läßt sich nicht sprechen", sagte der Bediente kurz; „wenn Sie etwas zu bestellen haben, so können Sie es bei mir thun."

Pollidor wollte sich noch weiter erklären, als Marx Hüllmann herbeikam. „Weise den zudringlichen Menschen einmal ab“, sagte Rick; „ich habe keine Zeit, ich muß hinauf zu den Gästen.“

Rick flog die Treppe hinauf, und Marx Hüllmann näherte sich dem armen Menschen, für den er ein besonderes Mitgefühl empfand, weil er ebenfalls lahm war. „Ihr habt den Tag nicht gut gewählt, lieber Mann“, sprach er; „die gnädige Frau hat große Damenvisite; und sie kann euch jetzt nicht Rede stehen, weil so eben die gnädige Frau von Wetter angekommen ist. Wenn ihr aber Hunger und Durst habt, so kommt auf meine Stube. An solchen Tagen fällt für uns immer etwas ab, und ich theile gern mit den Bedürftigen.“

Er folgte ihm in die Stube und nahm Platz auf einem Stuhle, den ihm Marx hinschob. „Mein Gott“, sagte dieser, als er ihm in's Gesicht blickte, „ihr habt eine große Aehnlichkeit mit —?

„Womit, Marx Hüllmann? Nicht wahr mit meinem Vater, dem Commerzienrath Blumenthal?“

Der gute Marx stieß einen Freudenschrei aus und fiel dem Krüppel um den Hals. „Ihr seid es also wirklich, Herr Pollidor, und nicht gestorben, wie alle Leute sagten?“

„Nein, Marx, ich lebe noch; aber wie du siehst, ist es mir in der Ferne bitterschlecht ergangen. Ich habe es an dir und vielen Andern verdient und beklage mich nicht darüber.“

„O, das sind alte Geschichten, Herr Pollidor, die man nicht mehr aufwärmen muß. Ihr wart damals ein Kind, und wußtet noch nicht, was einem armen Krüppel zukommt.“

„Ich werde es wieder gut zu machen suchen, Marx; jetzt aber möchte ich meine Mutter sprechen. Wenn du ihr heimlich sagen kannst, daß ich gekommen bin, so wird sie die Wetter sicher auf einen Augenblick verlassen."

Marx Hüllmann kam jetzt in große Verlegenheit und stotterte etwas daher, worin kein Sinn und Zusammenhang war. Erst nach einer peinlichen Pause konnte er sich so viel zusammennehmen, um ihm die Wandelung darzulegen, welche sich seit seiner Abreise begeben. „Ihr seid lange fort gewesen", sprach er, „und da ist vieles anders geworden. Ihre Frau Mutter wohnt nicht mehr in diesem Hause."

„Nicht, Marx, wo ist sie denn?"

„Wenn Ihr's noch nicht wißt, lieber Herr Pollidor, so — so — so muß ich es doch sagen. Ihr Vater hat fallirt, das Haus und sein ganzes Eigenthum ist verkauft worden. Er fing dann ein großes Schnittwaarengeschäft an, welches auch gut fortging, bis er, wie die Leute sagten, eine namhafte Summe in den Elfenbeinhandel legte. Sie ging ganz verloren, er machte zum zweitenmale Banquerott und litt große Noth. Zwar half er sich durch Fleiß wieder auf und fing noch einmal in kleinem Maßstabe ein anderes Geschäft an; aber der Segen war von ihm gewichen, es wollte nicht vorwärts und — als er starb, war seine Frau eine Bettlerin."

Pollidor wurde todtenblaß. „Gott, mein Gott!" rief er zitternd aus. „Ich habe ihm den Todesstoß gegeben; er ist am Kummer über mich gestorben!"

Es ist möglich, daß Marx Hüllmann denselben Gedanken hatte, aber er sprach ihn nicht aus, sondern

suchte den unglücklichen Pollidor nach Kräften zu trösten. Das war freilich eine vergebliche Arbeit; aber wenn es nicht gelang, so lag es wenigstens nicht am guten Willen. Als er sah, daß sich mit dem armen Menschen nichts anfangen ließ, schwieg er stille und ließ ihn sich ausweinen. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß darin auch eine Art von Trost lag und daß das Herz leichter wird, wenn die Thränen freien Lauf haben.

Pollidor wischte endlich die Augen ab und fragte: „Wo ist denn meine gute Mutter geblieben?“

Marx Hüllmann konnte darauf einen gründlichen Bescheid geben, denn er war aus demselben Dorfe, wo Hedwig jetzt weilte, und auf seine Veranlassung war es eigentlich geschehen, daß der Herr Pfarrer sich des Beppo so warm angenommen hatte.

„Die Mutter ist in meinem Dorfe“, sprach er; „dem Himmel sei Dank, daß sie nicht geradezu Noth leidet. Allerdings mußte sie bis noch vor Kurzem ihren Unterhalt mit Handarbeit verdienen; jetzt aber greift der brave Beppo ihr unter die Arme.

„Ach, mein Bruder Beppo! Er ist also besser und braver geworden, als ich. Gott, mein Gott, jetzt erst sehe ich die ganze Größe meiner Schuld ein. Den Vater brachte ich unter die Erde, die Mutter an den Bettelstab, und ich selbst verschwendete das Geld, welches sie alle glücklich gemacht hätte; und nun hat sie noch das letzte, sauer Ersparte hingegeben, um mir die Heimkehr zu ermöglichen. Zum Schlimmen kommt nun noch das Schlimmste: „Ich elender Krüppel werde ihr nicht allein nichts verdienen, sondern noch das Wenige, welches sie erarbeitet, aufzehren helfen. Wäre ich in der

Fremde umgekommen, wahrlich, es wäre besser für sie gewesen!"

„Und ihr alle seid in den glücklichen Verhältnissen geblieben?" fragte er.

„Alle! Als der Commerzienrath Holbein das Haus kaufte, glaubte er, daß es am besten sei, die alten Diener beizubehalten, weil sie in allen Winkeln Bescheid wußten."

Pollidor nahm Abschied von dem treuen Diener, den er in seiner Kindheit so oft mißhandelt hatte, und humpelte die Treppe hinab. Unter dem Thorwege war eben eine offene Kalesche angespannt; eine alte Dame in rauschendem Kleiderprunk stieg in den Wagen und hatte Mühe, die bauschigen Gewänder alle hineinzupressen. Es war die gnädige Frau von Wetter.

Als sie aufblickte und des hinkenden Menschen ansichtig wurde, zuckte sie verächtlich mit den Lippen und meinte, man könne ihr einen solchen Anblick während des Einsteigens wohl ersparen. Da sie sich vor den umherstehenden Dienern gern den Anschein einer wohlthätigen Frau gab, so warf sie dem Pollidor ein Silberstück vor die Füße und fuhr davon. Er hob es nicht auf, sondern stelzte mit einem wehmüthigen Gefühle aus dem Hause seines Vaters, wo er im üppigen Uebermuthe den Grund zu dem Unglücke einer ganzen Familie gelegt hatte.

Zehntes Kapitel.

Das alte Glück kehrt wieder.

Pollidor hatte die Stadt hinter sich und folgte mit beklommenem Herzen dem Pfade zu dem Dorfe, wo seine Mutter wohnte. Sein Bein schmerzte ihn, er war so müde und abgemattet, daß er sich gerne auf jedem Stein oder Baumstamme niedergelassen hätte, aber die Sehnsucht zur Mutter und zum Bruder trieb ihn unaufhaltsam vorwärts. Ein Karren, welcher des Weges kam, nahm ihn eine weite Strecke mit fort. Am Abende setzte er ihn bei den großen Walzwerken des Herrn Hammer ab. Die vielen Schornsteine, das Geprassel der entweichenden Dämpfe, die glühenden Feuer, die schwarzen Gestalten und die emsige Thätigkeit fesselten seine Aufmerksamkeit und er blieb stehen, um das rege Treiben anzusehen.

Ein junger Mann in Kniehosen zog besonders seinen Blick an, denn er wanderte von Feuer zu Feuer, von Maschine zu Maschine, gab Befehle, hörte Berichte an und machte den Eindruck, als sei er der Herr und Leiter der ganzen Anlage. „Wie nützlich er sich schon in seinen jungen Jahren macht!“ flüsterte Pollidor, „während ich der Welt noch nicht das mindeste genützt, wohl aber viel geschadet habe!“

Betrübten Herzens ging er weiter und erreichte endlich das Dorf. Am Eingange desselben begegnete ihm ein Mann, den er nach der Wohnung der Wittwe Blumen=

thal fragte. „Blumenthal?“ fragte der Mann, „die kenne ich nicht. Was thut sie denn?“

„Sie näht für andere Leute.“

„Ah, die alte Hedwig, die wohnt im letzten Häuschen da unten, wo Sie das Lämpchen schimmern sehen.“ Es gab ihm einen Stich durch das Herz, daß die Frau, welche einst in der Stadt die erste Rolle gespielt hatte, hier in dem armseligen Dorfe nur unter ihrem Vornamen bekannt war. Als er das Häuschen erreicht hatte, blieb er, auf seine Krücke gelehnt, stehen und schaute durch die halbgeöffnete Hausthüre in die schwach erleuchtete Küche. Seine Mutter, wie eine Bäuerin gekleidet, saß am Herde und schaute nachdenklich in das Feuer. Zuweilen stieß sie einen Seufzer aus und er glaubte deutlich die Worte zu vernehmen: „Pollidor, mein Kind, wie lange läßt du warten!“

Da trat er näher und mit dem Ausrufe: „Mutter, Mutter!“ trat er zur Thüre hinein. Die alte Frau erhob den Kopf, schaute ihn eine Weile an und stürzte dann mit dem lauten Ruf: Pollidor! auf ihn los. Mutter und Sohn lagen sich in den Armen und schluchzten.

„Soweit habe ich dich gebracht!“ sagte Pollidor, als sie einander losließen. „Verzeih, verzeih, Mutter und lege mir die schwerste Buße auf!“

„Gut, daß du da bist, mein Kind,“ antwortete die Mutter. „Jetzt hat doch endlich die furchtbare Ungewißheit ein Ende, die mich getödtet haben würde. Jetzt mag kommen, was will, wir sind wieder vereint! Nun setz dich, armer Junge; du bist gewiß müde und hungrig; ich will dir ein Abendbrod zurecht machen. Nach dem Essen erzählst du mir dann deine Geschichte.“

Immer dachte die gute Frau an Andere zuerst und an sich selbst zuletzt. So auch jetzt. Sogleich begann sie zu kochen und zu braten und zwar das Beste, was sie im Hause hatte. Als er gegessen und getrunken hatte, rückte sie ihren Stuhl ihm gegenüber, betrachtete das lahme Bein mit schmerzlichen Gefühlen und sprach: „Nun mußt du mir deine ganze Lebensgeschichte erzählen.“

Pollidor begann mit dem Tage, an welchem er das elterliche Haus verlassen hatte und schilderte getreu alle seine Erlebnisse, wobei er sich selber durchaus nicht schonte, sondern seine Vergehen in vollem Maße und ohne die geringste Beschönigung eingestand. Hedwig weinte heiße Thränen über dieselben, und nur die Ueberzeugung, daß in dem Geständnisse schon die Besserung lag, konnte sie trösten.

„Wir haben auf unserer Lebensbahn Gutes und Böses empfangen“, sprach sie, nachdem er geendigt hatte; „für beides wollen wir dem Herrn dankbar sein. Was du gefehlt, dafür hast du gelitten. Mir kommt es kaum zu, dir Vorwürfe zu machen, denn ich legte den ersten Keim dazu, indem ich deine Erziehung vernachläßigte. Trachten wir nun darnach, daß wir nicht noch einmal in die Fallstricke des Teufels gerathen, sondern bleiben wir auf dem guten Wege, den wir zu wandeln begonnen.“

Noch einmal drückte Pollidor seine gute Mutter an's Herz und versprach ihr, eher zu sterben, als wieder in den Schlamm der Sünde zurückzufallen. Hedwig ging an die alte Kommode und holte einen Bündel Kleider hervor. Beppo hatte sie abgelegt, aber sie waren immer noch viel besser als die Lumpen, welche Pollidor

trug. „Leg' sie an", sprach sie; „du wirst dadurch deinem braven Bruder auch äußerlich ähnlicher."

Der Schlaf meldete sich endlich; da nahm die Mutter den Rosenkranz und setzte sich auf den niedrigen Schemel, während Pollidor sich mit gefalteten Händen über die untere Hälfte der offenen Küchenthüre lehnte und mit Inbrunst nach dem Kirchlein hinüberschaute. Ihr Gebet war einfach und innig, darum brachte es Trost in die wunden Herzen und ließ sie die trübe Vergangenheit vergessen.

Am folgenden Morgen sprach Hedwig: „Bleibe du hier; ich muß zu deinem Bruder und ihm die freudige Nachricht überbringen."

„Ich fürchte, er wird schmälen, daß ihm durch mich eine neue Last aufgebürdet wird!" entgegnete er.

„Du kennst ihn noch nicht", antwortete sie und verließ eiligen Schrittes die Hütte. Das Alter machte ihr sonst das Gehen schwer; heute aber fühlte sie sich so leicht auf den Füßen, wie in den Tagen ihrer Jugend; sie hatte ja das verlorne Schaf wiedergefunden, um welches sie sich so lange gegrämt hatte. Ach, wie heimelte sie heute Morgen alles an! Jedes Schulkind, das ihr auf dem Wege begegnete, hätte sie auf ihre Arme nehmen und küssen mögen. Die ganze Natur schien ihr jünger und frischer, die Menschen freundlicher und fröhlicher geworden zu sein.

Rüstig ging sie weiter und erreichte bald die Fabrik. Ihr Sohn stand eben in seinem Kabinette und dachte über die Verbesserung einer Maschine nach, als er durch die Glasthüre seine Mutter kommen sah. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn, denn da sie sonst niemals



Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach Glückswechsel.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

kam, so mußte sich etwas sehr Wichtiges ereignet haben. Rasch öffnete er die Thüre und rief ihr entgegen: „Mutter, was für eine Hiobspost bringst du?"

„Keine Hiobspost", antwortete sie mit strahlendem Antlitze. „Ich kann vielmehr mit den Worten des Evangeliums ausrufen: „Dein Bruder, der verloren war, ist wieder gekommen!"

Beppo konnte vor Staunen anfangs nicht sprechen, dann aber machte er seinem Gefühl durch einen Freudenruf Luft und sprach: „So müssen wir hin, um das gemästete Kalb zu schlachten!"

Rasch eilte er in die Fabrik, übertrug dem Werkmeister die Aufsicht und nahm den Arm der Mutter, um keinen Augenblick zu verlieren. So rasch es ihre Füße zuließen, sputeten sie sich, und unterwegs berichtete Hedwig, was sie von den Lippen des Wiedergefundenen vernommen hatte.

Pollidor hatte in der Hütte unterdessen die Minuten gezählt und da sie ihm unerträglich lang wurden, so humpelte er ihnen ein Stück Weges entgegen. Jetzt sah er sie daherkommen und erkannte in dem jungen Manne denselben, den er am gestrigen Abende mit so großem Wohlgefallen in der Fabrik beobachtet hatte. Im nächsten Augenblicke lagen sie sich in den Armen und herzten und küßten sich.

Die Thüre der Hütte wurde nun geschlossen; das Fest des Wiedersehens sollte ohne Zeugen gefeiert werden. Ach, wie glücklich waren die drei Menschen bei dem frugalen Mahle. Die Liebe würzte die grobe Speise und schuf das Wasser zum köstlichsten Weine um. Als sie beim Kaffee saßen, hob Beppo an: „Herr Hammer

ist jetzt den größten Theil seiner Zeit auswärts, denn die neue Fabrik erfordert seine ganze Thätigkeit; ich würde also sehr selten zu euch kommen können. Eine größere Nähe der Mutter thut mir überhaupt noth und den Bruder könnte ich zu allerlei leichten Diensten gebrauchen. Meine Wohnung in der Fabrik ist groß genug für drei Personen und Herr Hammer wird nichts dagegen haben, wenn wir zusammen sind. Er hat mir sogar den Wunsch ausgedrückt, die Mutter in seinem Haushalte zu haben, da er als Wittwer und vielbeschäftigter Mann sich um dieselbe wenig kümmern kann. Wie wäre es also, wenn wir jetzt gleich hinüber wanderten und für immer da blieben?"

„Nichts wäre mir lieber", antwortete Hedwig; „aber wenn ich meine hiesige Kundschaft aufgebe, reicht deine Einnahme nicht für drei Personen."

„Gestern war das noch der Fall", entgegnete Beppo, „aber seit heute morgen früh hat sich die Sache geändert; denn Herr Hammer schrieb mir, daß er meinen Gehalt verdoppelt habe und daß ich denselben am ersten eines jeden Monats aus der Kasse entnehmen könne."

Nun schlug sie jubelnd ein, denn auch ihr liebster Wunsch war erfüllt. Sie schlossen das Häuschen, nahmen Abschied vom Pfarrer und wanderten fröhlichen Herzens der Fabrik zu. Zwei Tage später kam auch Herr Hammer, begrüßte ihre Anwesenheit mit Freuden und übergab Hedwig das ganze Hauswesen. Es war auch durchaus nöthig, daß eine ordnende Hand hineinkam. Die älteste Tochter Margaretha hatte sich zwar alle erdenkliche Mühe gegeben, den Uebelständen abzuhelfen, aber es mangelte ihr an Erfahrung. Unter

Hedwigs mütterlicher Leitung holte sie aber bald das Versäumte nach und wurde mit der Zeit ihrem Vorbilde gleich.

Für Pollidor gab es anfangs wenig Verwendung; da er aber von dem besten Willen beseelt war, sich nützlich zu machen, und sein guter Verstand ihm dabei zu Hülfe kam, so machte er auf der Schreibstube rasche Fortschritte. Früher war er mit dem Gelde in verschwenderischer Weise umgegangen und es hatte auch eigentlich sein Unglück herbeigeführt; um so gewissenhafter behandelte er es jetzt. Sein Bruder meinte scherzend, er solle sich zum Kassirer ausbilden. Pollidor griff den Gedanken auf und von der Stunde an war sein ganzes Streben darauf gerichtet, sich für diesen Posten tauglich zu machen. Der alte Mann, welcher diese Stelle seit einer langen Reihe von Jahren bekleidet hatte, sehnte sich nach Ruhe, und da er wußte, daß ihm sein ganzes Einkommen verblieb, so scheute er keine Mühe, den Pollidor anzuleiten. Er hatte Schwierigkeit genug, weil er in seiner Jugend versäumt hatte, sich die nothwendigen Kenntnisse zu erwerben, aber sein eiserner Fleiß, der bis in die späte Nacht nicht ruhte, glich nach und nach das Fehlende aus. Als der Kassirer erkrankte, übernahm er unter der Ueberwachung eines tüchtigen Comptoiristen versuchsweise die Kasse. Beppo hatte seine Bedenken und fürchtete, es möchten Unordnungen einreißen, aber der Comptoirist, dem er diese Befürchtungen mittheilte, lächelte und sprach: „Lassen Sie den nur einen Monat den Kassengaul reiten, so sitzt er fest im Sattel."

Er hatte wahr gesagt. Der alte Kassirer erholte

sich zwar wieder, aber er blieb doch unfähig zu anstrengender Arbeit. „Lassen Sie den Bruder an seinem Posten", sprach er. „Ich werde mir einen Sessel in die Kassenstube setzen und eingreifen, wenn es noth thut; aber ich sehe schon im voraus, daß ich ruhig mein Schläfchen halten kann, denn der Pollidor ist ein ganzer Kassirer geworden."

Eines Tages kam Herr Hammer sehr verdrießlich nach Hause. „Ich bin nirgend daheim", sprach er, „und das Rennen fängt an, mir lästig zu werden! Ich möchte hier im Kreise meiner Kinder sitzen bleiben und mich auf meinen alten Tag des Lebens freuen. Was thue ich mit dem Gelde, wenn ich es nicht genießen kann? Beppo, du könntest mir die Last abnehmen, deine Beine sind jünger, deine Schultern stärker und dein Geist klarer."

Beppo erklärte sich gerne bereit, nur meinte er, daß er von der zweiten Fabrik zu wenig Kenntniß habe. „Ei was", entgegnete Hammer. „Wo du den Kopf hineinsteckst, da weißt du bald Bescheid, das hat sich hier gezeigt, denn durch deine allmählig eingeführten Verbesserungen hat sich der Gewinn verdoppelt. Also du sollst die Seele des Ganzen sein. Doch wohl verstanden, das Ganze muß dich auch angehen, du mußt es wie deine eigene Sache ansehen können und deßhalb erkläre ich dich zu meinem Compagnon. Nimm Papier und schreib es gleich auf."

Beppo veränderte die Farbe und entgegnete: „Wahrlich, Herr Hammer, Sie handeln wie ein Vater an mir, aber ich kann nicht darauf eingehen, weil ich kein Kapital in das Geschäft zu legen habe."

„So? Kein Kapital? Das weiß ich besser. Da schau einmal! Auf diesem Papiere stehen die Mehreinnahmen verzeichnet, welche durch deine Verbesserungen erzielt worden sind. Von Jahr zu Jahr habe ich die Zinsen hinzugeschlagen und da ist das Kapital ziemlich ansehnlich geworden. Sei kein Trotzkopf, sondern nimm, was ich dir schuldig bin und wirf es in das Geschäft. Ich lasse dir keinen Deut mehr zukommen, als dir von Rechtswegen gebührt."

Mit Thränen in den Augen ergriff Beppo seine Hand. „Guter, guter Herr", sagte er. „Was durch meine Thätigkeit mehr errungen worden, gehört nicht mir, sondern Ihnen, aber ich nehme Ihr großmüthiges Anerbieten mit heißem Danke an und ich verspreche Ihnen, daß dieser Dank bis an das Ende meines Lebens nicht schwächer werden wird."

„Wir haben jetzt der Worte genug gemacht, mein Freund", entgegnete Hammer. „Wenn der Vertrag in Ordnung gebracht ist, lasse ich mir die Altanstube einrichten und mehre mein Gut durch deinen Fleiß. Deine Mutter wird auch mit der Zeit invalide und da können wir beide uns pflegen und uns die Zeit verkürzen."

Welche Aussichten eröffneten sich jetzt plötzlich für den jungen Mann! Es schwindelte ihm fast, wenn er daran dachte, daß er mit einem Schlage und so ganz unerwartet mit einer großen Summe zum Geschäftstheilhaber geworden war. Mit einiger Sorgfalt ließ sich das Vermögen in wenigen Jahren verdreifachen, und es war jetzt schon sehr groß! Nachdem er der Mutter und dem Bruder Mittheilung von seinem

Glücke gemacht hatte, reiste er zu der zweiten Fabrik ab und arbeitete sich in kurzer Zeit vollkommen in das Verständniß derselben, wie Hammer es vorausgesagt hatte. Auch hier brachte er nach und nach Verbesserungen an, die den Gewinnst bedeutend vermehrten. Sein Leben war von jetzt ab getheilt zwischen hier und dort. Ein Freudenfest war es aber jedesmal, wenn er zurückkehrte, und Herr Hammer nahm herzlichen Antheil daran.

An einem Winterabende, als draußen die Schneeflocken dicht fielen und die angenehme Wärme im Zimmer den Aufenthalt recht angenehm machte, saßen Hammer und Hedwig beim Schachspiel und Margarethe phantasirte in leisen Accorden auf dem Clavier. „Aber, Herr Hammer", sagte Hedwig, „Sie spielen heute Abend wie ein Anfänger; ich hätte Ihnen schon zehnmal die Königin nehmen können, wenn ich es nicht aus schuldigem Respecte unterlassen hätte."

Herr Hammer nickte mit dem Kopfe und antwortete: „Sie haben Recht, ich spiele wie ein Schulbube, aber es gehen mir allerlei Gedanken durch den Kopf und da habe ich zu wenig acht auf das Spiel."

„Margarethe", wandte er sich jetzt an das Mädchen, „geh in die Küche und mache uns einen Kräuterwein zurecht; in dem kalten Wetter bekommt er gut."

Als das Mädchen die Stube verlassen hatte, warf Hammer die Figuren des Schachbrettes um und sprach: „Frau Commerzienrath, ich habe mit Ihnen zu sprechen." Hedwig schaute ihn bei dieser Anrede, die er vorher nie gebraucht hatte, ganz verwundert an, und sie konnte nicht verbergen, daß ihr der Titel weh that.

Seit ihrer Uebersiedelung auf das Dorf hatte ihn aus Schonung für die gedemüthigte Frau Niemand mehr gebraucht."

„Ich nenne Sie absichtlich so", sprach Hammer lächelnd, „und Sie sollen hören, warum. Als Blumenthal noch im größten Wohlstande lebte, war ich nach langem Ringen endlich dahin gekommen, diese Fabrik zu erbauen. Ich war fleißig und thätig und machte gute Geschäfte, aber es kam ein plötzlicher Stoß, der Absatz stockte und ich hatte bedeutende Wechsel einzulösen, welche sich in den Händen Ihres Gatten befanden. Zitternd und bebend begab ich mich in die Stadt und auf das Bureau Ihres Mannes."

„Meine Wechsel sind fällig", sagte ich zu ihm, „aber ich habe kein Geld, sie einzulösen. Waare liegt in Masse vorräthig, doch will sie jetzt Niemand kaufen. Wenn ich zahlen muß, bin ich verloren und wahrscheinlich nicht im Stande, mich jemals wieder zu erheben. Ich will Ihnen die sämmtlichen Waaren in Pfand geben, wenn Sie mir aus der Noth helfen."

„Junger Mann", antwortete der Commerzienrath, „solche Ansinnen werden mir alle Tage gestellt; ich müßte reicher als Crösus sein, wenn ich sie erfüllen wollte. Bei meinem Geschäfte ist das baare Geld nöthig, und wenn ich es nicht habe, so geht es mir, wie Ihnen, der Bankerott bricht aus."

„Obschon ich die Antwort erwartet hatte, so brach sie mir doch fast das Herz und ich fühlte, wie mir eine heiße Thräne über die Wangen lief. Ich war damals noch nicht lange verheirathet; mein erster Gedanke war deßhalb meine Frau und ich sagte mehr zu mir selbst,

als zu dem Commerzienrathe: „Arme Margaretha, welch eine niederschmetternde Botschaft wird es für dich sein!"

„Blumenthal erhob den Kopf und fragte: „Von welcher Margaretha sprechen Sie?"

„Von meiner Frau", gab ich zur Antwort; „sie wird das Unglück schwer ertragen."

„Margaretha ist ein treffliches Weib", entgegnete der Commerzienrath, „und es würde mich selbst schmerzen, wenn ihre Zukunft nicht heiter wäre." Zu meinem Erstaunen hörte ich nun von Ihrem Gatten, daß sie schon in frühester Kindheit miteinander verkehrt und als junge Leute sich miteinander verlobt hatten. Später hatte sie das Leben auseinandergerissen und Blumenthal war durch Uebereinkunft der beiderseitigen Eltern Hedwigs Gatte geworden. „Ich bin mit Hedwig glücklich geworden", sprach er; „Margaretha habe ich niemals wiedergesehen und werde auch in der Folge ihren Anblick vermeiden, aber um ihretwillen will ich Ihnen helfen, wenn Sie das feste Versprechen in meine Hand legen, meiner nicht zu erwähnen."

„Ich versprach es und hielt Wort; die Sache blieb zwischen uns Beiden ein Geheimniß, bis Sie in's Unglück kamen. Da konnte ich nicht länger schweigen, denn es drängte mich, ihm beizustehen. Margaretha gab nicht allein gerne ihre Zustimmung, sondern sie wollte auch die Angelegenheit möglichst beschleunigt haben. Ich reiste deßhalb gleich zur Stadt und suchte mit den Gläubigern ein Abkommen zu treffen, um ihm möglichst viel zu retten; und ich erbot mich, für eine bedeutende Summe in den Riß zu treten. Blumenthal

selbst vereitelte es und geberdete sich ganz unwillig. „Keine fremde Hand in meine Angelegenheiten“, sagte er; „ich bin Kaufmann genug, um mir selbst zu helfen. Was ich heute verliere, gewinne ich morgen wieder.“

Ich erinnerte ihn daran, daß ich in einem ähnlichen Falle seine Hülfe erbeten und erhalten habe; aber um so weniger wollte er sich fügen. Ich weiß nicht, war es Stolz oder hatte er den Kopf ganz verloren? Genug, ich richtete nichts mit ihm aus, und als das Unglück nun vollends über ihn hereinbrach, da wies er mich mit noch barscheren Worten ab. Nach mehrmaligen Versuchen verlor ich den Muth und wagte keinen neuen mehr. Später kam er mir ganz aus dem Gesichte und ich hörte erst wieder von Ihrer Familie, als Beppo in mein Geschäft eintrat. Mein erster Gedanke war natürlich der, noch jetzt nachzuholen, was früher durch Blumenthals Starrsinn nicht hatte geschehen können; aber ich wurde vorsichtig und ging langsam zu Werke, weil ich fürchtete, bei der Frau Commerzienrath auf dieselben Schwierigkeiten zu stoßen. Glücklicher Weise machte sich Beppo so ganz vorzüglich, daß er aus sich selbst heraus zu Allem dem kam, was ich ihm als ein Geschenk hätte anbieten können. Das war auf alle Fälle das Beste; er ist jetzt mein Compagnon durch sein eigenes Verdienst. Gott weiß aber, wie gerne ich gesehen habe, daß es so gekommen ist.“

Die Frau Commerzienrath hatte mit großer Gemüthsbewegung zugehört, denn Alles, was er sagte, war ihr fremd. Niemals war es ihr bekannt geworden, daß sie der Rettung so nahe gewesen und daß Blumenthal

die helfende Hand von sich gewiesen. Also er war hartherzig genug gewesen, sie in das furchtbare Elend zu stoßen, einfach, weil sein Stolz ihm nicht gestattete, den Kopf zu beugen. Eine bittere Empfindung stieg in ihrem Herzen auf, und sie war im Begriffe, derselben Luft zu machen, als sie sich noch zeitig genug erinnerte, wie nothwendig die Armuth für sie gewesen war, damit sie zur Erkenntniß kam.

„Der Himmel hat es so gefügt", gab sie zur Antwort, „und er wird seine Gründe dabei gehabt haben; aber Sie haben mir diese Auseinandersetzungen sicherlich nicht ohne ganz bestimmte Absichten gemacht. Ich glaube das voraussetzen zu dürfen, da ich aus Erfahrung weiß, daß Sie stets mit vorbedachten Gründen zu Werke gehen."

„Das ist auch jetzt der Fall, meine werthe Frau Commerzienrath; meine Augen werden schon etwas alt, aber ich habe dennoch bemerkt, daß Ihr Sohn und meine Tochter sich Aufmerksamkeiten erweisen. Wahrlich, ich kenne kaum einen Gedanken, der mir angenehmer wäre, als der, Beppo meinen Schwiegersohn zu nennen. Wie Sie gehört haben, war es schon einmal nahe daran, daß die Familie meiner Frau und Ihres Mannes mit einander verschwägert wurden. Damals kam die Verbindung durch die Eltern nicht zu Stande. Was sagen Sie dazu, wenn die jetzigen Eltern das Versäumte nachholten. Morgen ist Margarethens Geburtstag, dann wird Beppo zur Feier herüber kommen; da könnte also gleich die Verlobung stattfinden."

Hedwig ergriff Hammers Hand, drückte sie innig und erwiderte: „Niemals würden sich meine Hoffnungen

so hoch erhoben haben, aber da Sie selbst den Vorschlag machen, so stimme ich mit Freuden ein. Meines Beppo bin ich sicher; ich weiß, daß er Margarethen zugethan ist, aber was wird sie selbst dazu sagen?"

„Wir wollen gleich sehen! Da kommt sie gerade mit dem Glühweine."

Margaretha stellte den Wein auf den Tisch und begann einzuschenken. „Auch dir ein Glas!" sagte der Vater, „denn wir wollen auf deinen Bräutigam anstoßen."

„Auf meinen Bräutigam?" fragte Margaretha verwundert.

„Ei freilich, morgen ist dein Geburtstag, und bei dieser Gelegenheit soll die Verlobung gefeiert werden."

„Aber mit wem denn, lieber Vater?"

„Du hast doch bemerkt, daß der Herr Baron von Windheim verschiedenemale bei mir gewesen und ungebührlich lange geblieben ist. Nun, der junge Herr hat um deine Hand angehalten und wünscht sehr bald zu heirathen."

„Aber mich nicht, lieber Vater, ich mag ihn nicht!"

„Ist er nicht jung, schön, reich und vornehm?"

„Alles das ist er, Vater, und er soll auch ein sehr braver Mensch sein; aber ich mag ihn doch nicht."

„Ei, ei, so hast du wohl einen Andern in Aussicht genommen. Nur heraus damit! Wer ist es? Keine Flausen. Wahr und deutlich gesprochen, wie ich es liebe."

Margaretha schaute bald ihren Vater, bald Hedwig an und wußte nicht, was sie von dem plötzlichen Ueberfalle denken sollte.

„Heraus mit der Sprache!" drängte der Vater, „oder du mußt den Baron nehmen!"

„Wenn du nicht schmälst, will ich es dir sagen: Niemals soll es ein anderer sein, als Beppo.“

„Ah Mädchen, das hast du brav gemacht! Den Beppo hatte ich ja auch im Sinne und mit dem Baron trieb ich nur meinen Scherz. Angehalten aber hat er, das steht fest. Nun wollen wir auf euer künftiges Glück anstoßen.“

Während die Gläser klangen, öffnete sich die Thüre und Beppo, der draußen seinen Namen hatte nennen hören, trat ein.“

„Du kommst gerade recht!“ rief Hammer, „denn wir sind eben bereit, eine kleine Vorfeier für Margarethen's Verlobung zu halten. Komm, stoß auf ihren Zukünftigen mit an!“

Beppo machte ein gar trauriges Gesicht und schüttelte mit dem Kopfe. „Erlassen Sie mir das, Herr Hammer“, antwortete er. „So sehr ich auch wünsche, daß es Margarethen wohlgehen möge, so kann ich doch auf ihre Verlobung nicht trinken.“

„Du bist ein sonderbarer Kauz, Beppo; du verweigerst das Trinken und kennst den Bräutigam noch nicht.“

„Nun, wer sollte es anders sein, als der Herr Baron?“

„Fehlgeschossen, der Baron ist es nicht! Margaretha, nenne ihm doch deinen Bräutigam!“

Margaretha trat nahe an Beppo heran und lispelte: „Das Anstoßen darfst du schon thun, Beppo, denn du bist der Bräutigam selbst!“

„Auf diesen Bräutigam trinke ich das Heidelberger Faß leer!“ rief Beppo und stieß an, daß es schallte.

Die Festlichkeiten, welche am folgenden Tage gefeiert wurden und woran die sämmtlichen Arbeiter der Fabrik Antheil nahmen, brauchen wir hier nicht zu schildern. Es sei genug, zu sagen, daß Beppo und Margaretha ein glückliches Paar wurden, einen ungeheuren Reichthum erwarben und die Eltern bis in ein hohes Alter bei sich behielten.

Inhalt.